20 Pfennig. 12 Kr. ö. W.

Universal-Bibliothek
3137

Jeder Band ist für 20 Pfennig einzeln käuflich

Neue Farbige Scherben.

Ironische und sentimentale Geschichten

von

Jaroslav Vrchlický.

Autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen

von

Edmund Grün.

Leipzig.
Verlag von Philipp Reclam jun.

Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Neue Farbige Scherben.

Ironische und sentimentale Geschichten

von

Jaroslav Vrchlický. (Emil Frida)

Autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen

von

Edmund Grün.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Ehestand und Freundschaft.

Er stand in seinem Atelier vor dem beinahe fertigen Bilde. Ich kann nicht sagen, daß er dasselbe mit besonderer Zufriedenheit besichtigte. Im Gegenteil! Sein Angesicht trug den Ausdruck herber, finsterer Ironie. Ihm gegenüber saß auf einer umgestürzten Kiste sein Freund, der Bildhauer Martan und rauchte gelassen aus einer langen Pfeife. Er kam aus seinem sich nebenan befindlichen Atelier — sie waren Nachbarn schon seit vielen Jahren — in seiner Arbeitsjacke her, nur um ein kurzes Stündchen zu verplaudern. Doch bald erkannte er, daß heute mit seinem Freunde viel zu reden nicht möglich sein werde; aber er wollte nicht aufstehen, ehe er seine Pfeife, aus welcher er der Gottheit Nikotin täglich um zehn Uhr Morgens opferte, zu Ende geraucht. Erkennend, daß mit dem Freunde heute nichts anzufangen sei, schwieg er. Zu schweigen verstand er meisterlich, war er doch im Freundeskreise dieser Kunst willen berühmt, und nur die Wolken seiner Pfeife und ein zeitweiliges, tiefes Aufatmen bezeugten seine Gegenwart.

Der Maler stand indessen unruhig vor seiner Staffelei. Er hatte wieder einmal, wie man es nannte, seinen bösen Tag. Nur selten traf dies ein, dann aber war's um so schlimmer. Plötzlich wandte er sich zu dem Bildhauer und in manchen Augenblicken sein für die nächste Ausstellung bestimmtes Bild anschauend, begann er einen langen Sermon. Solches Predigen lag in seiner Gewohnheit, er fühlte sich dadurch in seiner Beklemmung sichtlich erleichtert.

„Da hast du's, Ludwig — alles umsonst! Mache was du willst, wir sind Epigonen und es geht zu Ende! Soll

1*

der Mensch hervorragen, muß er Vorausbestimmung, muß er alle Gaben der Natur außer dem Talente besitzen, welch letzteres fast zur Nebensache wird — er muß Gestalt haben — nun, die hab' ich wahrhaftig nicht — er muß etwas bei den Frauen gelten, nun, ich gelte nichts bei ihnen — er muß einen schönen klangvollen Namen führen, der von selbst die Welt durchfliegt — er muß zu rechter Zeit auf die Welt kommen und nicht am Ende des neunzehnten Jahrhunderts; von alldem nenne ich nichts mein — das kannst du nicht bestreiten!"

„Laß mich in Ruhe mit deinen Theorien," erwiderte Martan, „fängst du an, dies Liedchen zu singen, dann lebe wohl!"

Er stand auf und klopfte die Pfeife über einer Metallschüssel aus, die neben der Staffelei auf der Erde lag.

„Nun, besitze ich etwa eine der genannten Eigenschaften?" ereiferte sich wild der Maler, „sei nur aufrichtig und bist du es nicht, dann will ich es sein. Warum erschuf mich die Natur mit diesem Brocken Talent in dieser späten Zeit, da alle Geleise der Kunst längst ausgefahren sind? Mit diesem Höcker, dieser verkrüppelten Gestalt, diesem abstoßenden Satyrgesicht, dieser dürren Hand — was? Siehst du, du antwortest nicht. Und den Frauen — durch diese Affen wird ja die Welt regiert — denen bin ich doch nur zum Gelächter! Und mein Name! Welche Ironie! Kann ein Name unkünstlerischer klingen, wie Cölestin Novacek — he?!"

Der Maler stand in diesem Augenblicke inmitten der Stube, die Hände vor sich hingestreckt, eine cynische Grimasse auf dem Satyrgesicht, welches, als er seinen Namen ausgesprochen, einen wahrhaft grotesken Ausdruck annahm. Es lag wirklich etwas Unförmliches in dieser Gestalt, welche an die Künstlerkarrikaturen einer humoristischen Zeitschrift gemahnte.

Ruhig stand ihm Martan gegenüber. Er war diese Ausbrüche gewohnt und kannte längst diese Theorien, von denen sie begleitet waren, er antwortete nicht, entgegnete nicht ein-

mal durch eine Gebärde. Indem er sich zum Gehen anschickte, fragte er, schon in der Thüre stehend, wie zufällig: „War Quido heute schon bei dir?“

Der Maler ließ die Hände sinken und brummte, ruhiger geworden, in scharfem Tone: „Nein.“

„Und gestern?“

„Auch gestern und vorgestern nicht.“

„Was treibt er denn?“

„Weiß ich's? Bin ich vielleicht sein Hüter?“

„Bei eurer Freundschaft — “

„Ärgere mich nicht — Freundschaft — pah!“

„Wie?“

Der Maler, anstatt zu antworten, schritt auf ein kleines Tischchen zu, auf welchem ein kleiner mit Visitenkarten und Schriften gefüllter Porzellanteller stand, griff mit seiner gelben, schwieligen Hand in den Haufen und entnahm daraus ein Blatt, welches er Martan reichte. Der Bildhauer nahm es und las halblaut: Mila Ortmüller und Quido Dubsky, Ingenieur, Verlobte.

Er schüttelte den Kopf und rief verwundert: „Er verheiratet sich?“

„Wie du siehst“, erwiderte trocken der Maler.

„Wen hat er gewählt?“

„Weiß ich's? Kümmere ich mich um die Mädchen in der Welt?“

„Du kennst sie also nicht?“

„Wie käme ich dazu? Ist sie denn aus Prag? Und wäre sie's, wüßt' ich gerade so viel!“ sprach ironisch der Maler.

„Sie ist also vom Lande?“ —

„Vermutlich — ein Gänschen vom Lande; sie mag ihn auf irgend einem Balle durch ihre Dummheit bezaubert haben, die er für — Unverdorbenheit hält.“

„Wußtest du um seine Liebe?“

„Das fehlte noch! Nein, ihm vielleicht den Vermittler zu machen, dazu bin ich wieder zu dumm, mein Junge!“

„Nicht einmal dir, seinem allerbesten, vielleicht einzigen wahren Freund, hat er sich anvertraut?“

„Laß, ich bitte dich, solche Phrasen,“ erwiderte finster der Maler, „es giebt heutzutage keine Freundschaft. Mir sandte er heut' früh diesen Wisch durch die Post, nichts anderes! Warum sollt er auch?“ fügte er nach kurzer Pause sarkastisch hinzu, „ich werde ihre Kinder doch nicht in den Schlummer wiegen — pah — eher würde ich sie schrecken, ja schrecken.“ — Dieser Gedanke schien ihm besonders zu gefallen, denn er murmelte noch einigemale dieselben Worte vor sich hin.

Martan erkannte die starke Erregung seines Freundes. Er grüßte zum Abschied mit der Hand und sagte ruhig: „Lebwohl, im Café sehen wir uns wohl?“

„Weiß nicht, vielleicht. Adieu!“

Als Martan das Zimmer verlassen, sank der Maler in den Lehnstuhl und verhüllte sein Gesicht mit den Händen. Vor ihm, auf dem Tische, dahin es Martan geworfen, ehe er ging, lag das verhängnisvolle Blatt, die Anzeige Quidos. Er wollte sie nicht einmal sehen. Aber selbst durch die schmalen Finger seiner ausgemergelten Hand tanzten die Buchstaben, dem Maler deuchte, sie verhöhnen ihn. Ja, die Schrift schien eine ausgesprochene Physiognomie anzunehmen: die des Namens Dubsky war düster, elegisch, als quälte sie das böse Gewissen, jene des Namens der Braut hell und jauchzend, als führte sie einen grotesken Siegestanz aus.

Der Maler erhob sich jäh, faßte das Papier und schleuderte es weit von sich in irgend einen Winkel des Ateliers mitten unter das Chaos verstaubter, beiseite gelegter Studien. Dann verfiel er wieder seinem früheren Nachdenken, lange und schmerzlich sann er vor sich hin. Dieser Dubsky war ja sein alles, sein Leben!

Er gedachte jenes kühlen Novemberabends vor zwanzig Jahren, an welchem ihn Dubsky fand, am Ufer der rauschenden Moldau stehend. Er wollte eben durch einen verzweifelten Sprung seinem elendvollen Dasein ein Ende machen.

Er benahm sich dabei aber so auffallend und ungeschickt, daß er die Aufmerksamkeit des vorübergehenden Jünglings auf sich lenkte. Der Fremde ließ sich mit dem Unglücklichen in ein Gespräch ein, in dessen Verlaufe er ihn zu einer Bank unter den Kastanienbäumen hinzog. Dort lag die Studienmappe des Verzweifelnden, er hatte sie dort liegen lassen.

Dubsky redete ihm lange tröstend zu, führte ihn dann in ein nahegelegenes Restaurant zu einem reichlichen Abendbrot, erquickte ihn mit Wein, erkundigte sich nach seinen Verhältnissen, seiner Adresse und drückte ihm beim Abschiede eine Zehnguldennote in die Hand. In allem, was er that, lag jedoch eine solche Feinfühligkeit, daß er den scheuen und empfindsamen Künstler sich geneigt zu machen wußte. Er führte ihn dem Leben wieder zu. Tags darauf besuchte er den jungen Maler in dessen Wohnung. Entsetzen faßte ihn, als er den engen Raum betrat, als er das Lager sah, auf welchem jener schlief, das Dachfenster, bei dem er malte. Ohne daß Novacek davon wußte, kündigte er sofort diese Wohnung auf, mietete seinem Schützling ein lichtes Atelier und richtete es ihm Stück für Stück ein. Er war ihm Vater, Bruder, Freund und Mäcen. Er freute sich wie ein Kind der ersten, schüchternen Proben, welche auch von der strengeren Kritik freundlich begrüßt wurden, und that für ihn noch mehr. Mit durchdringendem Geiste, welcher die sensitive Natur des Künstlers erriet, führte er ihn der wahren Richtung zu, als der Maler zu schwanken anfing, gehetzt von seinem angeborenen, durch Krankheit gesteigerten Skepticismus, zwischen verschiedenen Schlagwörtern der Mode. Mit scharfem Auge erkannte und schützte Dubsky den großen Schatz der Poesie, der im Innern dieses unansehnlichen Buckligen verborgen lag, er führte ihn auf den Weg des romantischen Idealismus, in das Reich der Märchen, darin sich Novaceks Talent heimisch fühlte.

Was hatte dieser Mensch alles für ihn gethan? Der Maler sann darüber und immer Neues tauchte vor ihm auf.

Wie Dubsky in einer anderen kritischen Zeit seines Lebens ihn rettete: Der Plafond eines Monumentalbaues sollte künstlerisch gemalt werden. Ein Konkurs wurde ausgeschrieben. Novacek beteiligte sich und dachte, jetzt oder nie sich die Palme des Triumphes zu erringen. Er arbeitete lange und übergab seine Arbeit, die er für die beste seiner Schöpfungen hielt. Die realistisch gesinnten Preisrichter hatten keinen Sinn für Fabelsymbolik, er bekam eine ehrende Anerkennung, aber keinen Preis. Wieder wollte er verzweifeln, wie einst vor mehreren Jahren. Er saß im Kaffeehause, allein mit seinen finsteren Gedanken. Der schläfrige Keller legt das Abendblatt vor ihm hin. Gewohnheitsmäßig langt Novacek danach, wendet mechanisch das Blatt um, doch plötzlich erbebt er vor freudigem Erstaunen.

Irgend jemand hatte sein nur ehrenvoll erwähntes Bild um 3000 Gulden gekauft. Er traute seinen Augen nicht. Eiligst begab er sich zu dem Sekretär der Ausstellung, durch ihn erfuhr er, daß die Zeitung nicht gelogen, den Käufer jedoch kannte niemand. Daran, daß Dubsky, dem in diesen Tagen eine größere Erbschaft zugefallen, der Käufer sein könnte, dachte Novacek gar nicht. Er brachte dies erst später in Erfahrung.

So hatte Dubsky ihn zum zweitenmale gerettet.

Aber was war dies alles gegen den Zauber des schönen, intimen Lebens, welches sie gemeinsam führten! Allmorgens fand sich Dubsky in des Künstlers Atelier ein, das ja auf dem Wege in sein Komptoir lag. Dann sahen sich die beiden nach Tische im Café, wo sie zwei, manchmal drei Stunden verplauderten. Zwei bis dreimal wöchentlich waren sie abends beisammen. Es gab keinen Gedanken, den sie einander nicht mitgeteilt, keinen Plan, den sie nicht gemeinsam besprochen hätten. Dubsky führte den scheuen Maler in die Verhältnisse der besseren Gesellschaft ein, nahm ihn mit sich in Theater und Konzerte und machte ihn so vertraut mit den Schwesterkünsten, versorgte ihn mit Büchern und Zeit=

schriften, kurz, er war gleichsam sein Erzieher, sein Pfleger. Er versenkte ihn sozusagen in jene Atmosphäre, aus welcher des Künstlers Sinn schöpft, ohne vielleicht selbst davon zu wissen, in welcher seine Phantasie immer neue und neue Anregung empfängt.

Und nun hatte ihm Dubsky das angethan — er geht hin und heiratet ein unbekanntes Mädchen, dessen Wesen ihm ganz fremd ist, das er nur flüchtig kennt, vielleicht von einem Balle her, wo er einige Phrasen mit ihr gewechselt, und einigen Besuchen, die er der Werbung zuliebe gemacht. Was kann ihm Dubsky nunmehr sein? Immer und stets wird dies fremde Antlitz zwischen ihnen stehen, wird mit den vorgequollenen Fischaugen ihre Gespräche über Kunst verfolgen! Wie soll er vor ihr seine Träume und Visionen enthüllen, die Pläne seines Geistes, die er vor profanen Blicken geheim hielt, in welche einzig nur Dubsky Einsicht nehmen durfte?

Deutlich fühlte er, daß durch die Heirat Dubskys mit dieser Mila Ortmüller ihre langjährige, ihre brüderliche Freundschaft den Todesstoß empfangen, daß durch sie die schöne Vergangenheit eingesargt worden und ihm graute vor der Zukunft. Er konnte die Liebe nicht begreifen, denn, einige Modelle ausgenommen, mit denen er in flüchtige Berührung kam, kannte er die Frauen überhaupt nicht, seine Gestalt, sein Aussehen hinderten ihn daran, er sah in der Liebe nur das Sathrische und daß, nach seiner Meinung, Dubsky diesem die Freundschaft zum Opfer brachte, das schmerzte ihn tief.

Lange saß er in tiefem Nachgrübeln. Als er sich endlich erhob und auf die Uhr schaute, merkte er, daß es längst an der Zeit sei, ins Kaffeehaus zu gehen. Die Stunde des Mittagsessens hatte er versäumt, aber ohnedies hätte er keinen Bissen in den Mund nehmen können. Er kleidete sich um, dann schritt er zur Staffelei und mit einer Gebärde größter Verachtung riß er sein Bild herab, stieß mit dem Fuße darauf und stellte dasselbe mit der Malerei an die Wand zu der Reihe seiner andern totgeborenen Ideen. Als er dies

gethan, fühlte er, daß er nie zu dem Bilde wiederkehren werde. Es war begraben, wie so viele andere seiner Träume, für immer. Und wunderbar! Mit plötzlich leicht gewordenem Gemüt setzte er seinen breitkrämpigen Hut auf die dichten Locken, zündete sich eine Cigarette an und trat, das Atelier verschließend, auf die Straße. Ja, nach einer Weile pfiff er leise vor sich hin.

* * *

Im Café war es, wie immer, lebhaft. Nováček grüßte mit leichtem Kopfnicken seine Bekannten und setzte sich auf seinen, ihm seit Jahren reservierten Lieblingsplatz in der Fensterecke. Im Nu stand der Kellner vor ihm, die Schale schwarzen Kaffees in der einen, das Schachbrett in der andern Hand. So geschah es alltäglich, Novacek schob den Kaffee zur Seite und begann die Figuren aufzustellen. In diesem Augenblick erschien Martan, der Bildhauer, sein treuer, täglicher Partner, wortlos setzte er sich nieder und schon waren sie ins Spiel vertieft. Der Maler spielte ungewöhnlich langsam und nervös, es war zu sehen, daß er bei jedem Zuge bebte — seine gelbe, sehnige Hand schwebte stets lange über dem Schachbrette mit ausgespreizten Fingern, ähnlich der Kralle eines wasserspeienden Drachen auf einem verwitterten Dome.

Links, hinter einer Säule, spielten einige Gäste Billard, insgesamt Freunde und Bekannte der beiden Künstler: Schauspieler, Schriftsteller und Komponisten. Sie waren heute alle ungewöhnlich animiert. Was sie sprachen, konnten die Schachspieler deutlich hören. Plötzlich begann Nováček zur stillen Verzweiflung des energischen Martan noch langsamer zu spielen, ja, mit einemmale vergaß er Schach zu melden und mit den Figuren zu rühren.

„Dubsky hat es gut getroffen," sagte der hagere Komiker, „er wartete, aber er erwartete. Mila ist wirklich eine neidenswerte Partie."

„Nun, so arg ist es nicht," widersprach ein Journalist,

ruhig sein Tago einkreidend, „ich kenne die Verhältnisse ein bißchen.“

„Und wer ist Mila?“ fragte flüsternden Tones der erste Tenor, der aus Angst, seine Stimme zu verlieren, selbst im Café das Halstuch nicht ablegte.

„Doch die Ortmüller,“ belehrte der Komiker, „achtzigtausend schwer.“

„Für Hosenträger und Kniebänder,“ fügte ironisch ein anderer hinzu.

„Das ist ja einerlei,“ meinte der Schauspieler, „gerade so, als wär es für Schokolade oder Stearin. Fabrik ist Fabrik, wenn sie nur einbringt! Ortmüller sitzt in der Wolle, hat große Verbindungen mit dem Auslande. Das Mädchen ist erzogen, wie eine Knospe und der Schwiegervater ist angenehm, er weiß zu leben. Champagner ist dort gewöhnlich, wie Sodawasser.“

„Und wie ist das Mädchen sonst?“ fragte jemand, „ist sie gebildet, angenehm?“

„Hm, ein bißchen französisch und ein bißchen Pianospielen, — das wird sie gewiß innehaben, und angenehm — du lieber Gott, die Jugend, wenn sie nicht geradezu sich mit Häßlichkeit eint, ist immer angenehm.“

„Sie ist auch schön, meine Herren,“ rief ein Jüngling.

„Das ist Geschmacksache,“ entgegnete trocken der Tenorist.

„Nun, sie ist, wie alle unsere Mädchen sind, wenn sie zwischen siebzehn und zwanzig stehen,“ meinte der Komiker.

„Aber verzärtelt ist sie gewiß und wird große Ansprüche machen,“ wehrte sich der Tenorist, „ich bitte Sie, das einzige Kind und eine Fabrik für Hosenträger und Strumpfbänder!“

Diese Bemerkung fand keine Entgegnung mehr, denn soeben trat Dubsky in das Lokal. Von allen Seiten drängten die Bekannten an ihn heran und gratulierten. Dubsky dankte fröhlich, allen drückte und schüttelte er die Hände. Er blinzelte mit den Augen nach dem Winkel, wo Nováček saß. Dieser bemerkte dies und, als wäre nichts vorgefallen, nickte

er leicht mit dem Kopfe. Dubsky mengte sich unter die Spieler und bald handhabte auch er das Tago.

Er war ein hübscher, kräftiger Mann, er mochte dreißig Jahre alt sein. In allem war er das wahre Gegenteil Nováčeks. Eine martialische Gestalt, ein offenes Gesicht, aus welchem Biederkeit und Frohsinn leuchtete, jede Bewegung gerade so wie sein kleiner Schnurrbart, seine Frisur und sein Anzug, verriet den modernen Menschen, doch vom übertriebenen Dandytum weit entfernt.

Gegen vier Uhr entfernten sich allmählich die täglichen Gäste. Auch die Billardpartie war zu Ende. Dusbky zahlte und, seinen Überrock anziehend, sprach er zu Nováček: „Morgen komme ich ins Atelier zu dir, ich habe mit dir zu reden."

Nováček nickte nur mit dem Kopfe, ganz ans Spiel gefesselt durch einen interessanten und unerwarteten Zug seines Gegners.

* * *

Tags darauf kam Dubsky in das Atelier. Das Benehmen Nováčeks im Café hatte ihm schon gezeigt, daß die Ankündigung seiner beabsichtigten Heirat dem Freunde just keine große Freude bereitet, und die ganze Nacht hatte er darüber gesonnen, wie er den Freund zufrieden stellen und neugewinnen solle. Er fand ihn bei der Arbeit. Der Maler hatte aus seinem reichen Vorrat eine ungemein alte Skizze, darstellend eine mythologische Landschaft, hervorgesucht, die er nun auf der Staffelei ergänzte mit einem Eifer, als ob dieselbe morgen abgeliefert oder in irgend eine Ausstellung gesendet werden müsse. Den eiligen Gruß Dubskys beantwortete er kaum.

„Du hast mir ja noch nicht einmal gratuliert, Celestin," fing Dubsky nach kurzer Pause an.

„Und wozu?" antwortete scheinbar gelassen der Maler, ruhig weiter arbeitend.

„Nun, zu meiner bevorstehenden Heirat — hast du denn nicht die Anzeige erhalten?"

„Ja, gestern brachte die Post etwas ähnliches."

„Und das sagst du so phlegmatisch?“

„Was soll ich thun? Welche Bedeutung, ich bitte dich, kann solch’ eine Heirat für dich haben?“ Der Maler sprach dies anscheinend ruhig und langsam, aber doch mit ersichtlicher Gereiztheit. „Du bist versorgt, ja reich, gesund, fröhlich — zum Teufel, was kann diese Heirat für dich bedeuten? Des Geldes wegen heiratest du doch nicht! Das Fräulein rettet dich wohl nicht vor einem Abgrund durch das von ihrem Vater in Hosenträgern und Strumpfbändern erworbene Vermögen? Es ist nur eine Laune von dir, mein Lieber, nichts, als eine Laune und zu einer Laune braucht man nicht zu gratulieren.“

Dubsky machte große Augen. Doch bezwang er sich und sagte gleichfalls ruhig: „Zuerst bitte ich, lieber Celestin, von meinen künftigen Verwandten und ihren Verhältnissen etwas höflicher zu sprechen. Über meine Heirat kannst du indessen urteilen, wie du willst.“ — —

„Das will ich meinen,“ brummte der Maler zwischen den Zähnen, wieder ganz mit seiner Arbeit beschäftigt.

„Ja, wie du willst, ich weiß, daß du in dieser Hinsicht ein Sonderling bist, ein Barbar. Aber eins muß ich dir sagen — daß meine Liebe für Mila ein Bedürfnis des Herzens ist — verstehst du, Lieber?“

Der Maler blickte Dubsky mit cynischem Lächeln an.

„Ach so, das ist etwas anderes,“ sprach er ironisch.

In Dubsky brauste es schon.

„Celestin, verstehe mich! Vergifte die schönsten Augenblicke meines Lebens nicht! Hab’ ein bißchen Rücksicht. Du bist ein Maler, ein Künstler, du thust besser, ledig zu bleiben, aber erwäge meine Lage. Die Jahre gehen, was thun? Der eigene Herd ist notwendig — “

„So wird also Mila Ortmüller die Pflegerin deines Rheumatismus sein? Ich gratuliere dir und auch ihr.“

„Rege mich nicht auf, Celestin! Nimms vernünftig, wie es ist. Sieh, du zerstörst meine schönsten Träume.“

„Ich?“ grinste der Maler, ohne von der Arbeit aufzublicken. „Was fällt dir ein? Heirate nur, eröffne eine Anstalt für Kindererziehung, für Pflege des Rheumatismus — meinetwegen — ich weiß nur eins — (und das sagte er mit schmerzlicher Selbstüberwindung, tief atmend), daß dein Ehestand unsere Freundschaft tötet.“

Dieses Geständnis überwältigte ihn, er warf Palette und Pinsel fort und sank regungslos in den Lehnstuhl.

Dubsky setzte sich zu ihm, wie die Mutter zum kleinen Kinde. Dieser Ausbruch freundschaftlicher Liebe ergriff ihn gewaltig. Er wand seinen Arm um den Nacken des Künstlers und mit dessen Locken spielend, sagte er mit weicher, milder Stimme: „Welch ein altes Kind du bist, Celestin! Gerade das Gegenteil wird ja sein. Du wirst ja der Unsere bleiben. Du mußt dich bei uns, wie zu Hause fühlen. So hab' ich's gedacht vom ersten Augenblicke an. An jedem Sonn- und Feiertag wirst du unser Gast zu Mittag sein, im Café siehst du mich alltäglich, so wie jetzt, und außerdem zwei- bis dreimal wöchentlich an Abenden, die du selbst wählen sollst, müssen wir beisammen sein. Da wollen wir beim Thee sitzen, meinetwegen bis tief in die Nacht und plaudern von Dingen, die uns teuer sind, natürlich zumeist von Kunst. Und hab' ich einmal Kinder, Celestin — du sollst ihr Gevatter und Onkel sein.“

„Auch das noch?“ knirschte der Maler, hastig aufstehend. „Ich bitte dich, lasse das — es sind all' dies schöne Träume, schöne Pläne, aber zur That werden sie nie.“

„Und weshalb nicht?“ fragte Dubsky, gleichfalls sich erhebend.

„Ich kenne ja deine Frau gar nicht,“ erwiderte der Maler verächtlich.

„Du wirst sie kennen lernen.“

„Ich will nicht,“ lehnte der Maler unhöflich ab.

„Ich wollte von dir zweierlei erbitten, Celestin, im Namen unserer langjährigen Freundschaft. Ich sagte es Mila und

sie stimmte mir freudig zu. Du sollst unser Hochzeitszeuge sein. Das ist doch etwas Selbstverständliches. Du, mein ältester und liebster Freund — das kannst du mir doch nicht abschlagen — "

„Ich weigere mich, ja, ich weigere mich, mein Lieber," rief der Maler stolz und bestimmt, „ich will beim eigenen Begräbns nicht den Kirchendiener machen — "

„Du bist ein Fanatiker, Celestin!"

„Möglich — aber diese waren immer groß."

„Dann darf ich dich mit der zweiten Bitte gar nicht belästigen. Ich wollte Mila als Hochzeitsgeschenk ihr eigenes Porträt von dir gemalt überreichen. Würdest du mir dies zu Gefallen thun?"

„Ich male nicht jeden Affen, mein Lieber," sprach trocken der Maler.

Das war selbst dem gutmütigen Dubsky zu viel. Er nahm seinen Hut und ging, wild die Thüre hinter sich zuschlagend.

Zwei Tage später fand die Hochzeit statt. Den Tag vorher bekam Nováček von Dubsky folgende Zuschrift: „Lieber Freund! Wir warten bis einhalb 12 Uhr auf dich, als den ersten Zeugen. Überlege dir's! Wenn du nicht in die Kirche kommen willst, dein Couvert bei Tische ist vorbereitet, dein Platz bleibt leer. Komme, wann du willst, wie du willst, meinethalben in deinem Malerkittel, nur komme! Dein Quido!"

Nováček warf das Schreiben zu den andern Briefen in der alten Porzellanschüssel und ging nirgends hin. Am Tage der Hochzeit nicht einmal aus dem Atelier, er ließ sich das Essen aus einem nahegelegenen Restaurant holen und malte dann wie mit Dampf. Abends legte er sich schon nach Anbruch der Dämmerung nieder, aber lange, lange blieb er wach und seufzte schmerzlich.

* * *

Von jenem Tage, dem Hochzeitstage Dubskys an änderte Nováček seine ganze Lebensweise. Er ward zum unfreundlichen Einsiedler; veranlagt war er ja ohnehin dafür. Selbst in sein geliebtes Café ging er nicht mehr, gab das Schachspiel auf und verbrachte die Tage ausschließlich in seinem Atelier, die Abende an seinem Schreibtisch. Er malte nicht viel, er träumte mehr, sann vor sich hin und komponierte, aber nur im Geiste, kaum, daß er das Ersonnene skizzierte und die Sache als unreif und unfertig beurteilte und vernichtete. Er fing plötzlich seine unvollendeten Bilder zu prüfen an und entsetzte sich vor den Haufen verstaubter, beschmierter Leinwand, die in allen Winkeln seines Ateliers herumlagen und ihn nun zu bedrohen schienen, wie die Sünden am Tage des letzten Gerichtes. Er besichtigte, reinigte und ordnete. Nur wenig hielt seinem sarkastischen, vernichtenden Urteile Stand. Die verurteilten Bilder und Skizzen häuften sich zur Pyramide, die ausgewählten fanden hinreichend Platz auf dem nebenanstehenden Sofa. Diese Arbeit dauerte einige Tage. Nováček unterzog sich ihr mit geradezu fieberhafter Hast, er wußte selbst nicht, wie sie ihm jetzt gerade zur Wohlthäterin wurde. Es war just in der Zeit, während welcher Dubsky in seinen Flitterwochen am Bodensee sich in Liebeswonnen berauschte.

Zeitweilig erschien im Atelier Martan (der einzige, den er von allen ehemaligen Kollegen der Akademie neben sich ertrug) und half ihm bei der Exekution. Oft mußte er als Verteidiger mancher schönen Idee auftreten, manches originellen Einfalles, mancher landschaftlichen Skizze, welche Nováček in seiner bitteren Stimmung unbarmherzig dem Vernichten preisgeben wollte. Manchmal, aber nur selten, gelang es ihm, dergleichen zu retten.

Nach Vollbringung dieser Arbeit vertiefte sich Nováček in strenge Studien seines Faches und ins Studium der allgemeinen Kultur. Er saß, stark rauchend, bis tief in die Nacht bei den Büchern. Um die Welt kümmerte er sich gar nicht.

Einmal erzählte Martan, es sei der Konkurs für eine Professorstelle an einer höheren Lehranstalt ausgeschrieben.

„Du, Celestin, wärest der Berufenste, wenn du dich bewerben wolltest. Ich sage dir aufrichtig: du bist vergiftet, durch Skepsis und ätzende Autokritik, ich zweifle, daß du dich noch zur selbständigen, schöpferischen Arbeit aufraffen wirst. Aber du wärst ein vortrefflicher Lehrer."

„Ja, möglich," sagte Nováček, „wenn ich nicht bucklig wäre."

Er sprach diesmal ohne Sarkasmus, nur traurig — er konstatierte einfach die Thatsache.

„Das ließe sich vielleicht umgehen," meinte Martan; „es ist noch etwas. Du mußt erwägen, daß deine Ersparnisse aus dem Erlöse deiner letzthin ausgestellten Bilder zu Ende gehen."

„Sie sind schon zu Ende," entgegnete phlegmatisch Nováček.

„Darum ist's nötig, rechtzeitig zu sorgen. Diese Professur ist für dich sehr geeignet, wenige Stunden und doch ein sicheres Einkommen, besonders für die Zukunft, da du nicht mehr malst."

Der Maler schwieg, eingehüllt in die dichten Rauchwolken seiner Pfeife.

„Darf ich," fuhr der unermüdliche Martan fort, „freilich ohne deinen Namen zu nennen, so aus der Ferne, mich nach dem Näheren erkundigen?"

Eine lange Pause. Endlich kehrte sich Nováček auf dem Sofa um und murmelte halb unverständlich: „Mache, was du willst, aber mich lasse schon in Ruhe."

Nováček hatte nicht gelogen. Seine Ersparnisse waren in der That zu Ende.

Um so befremdender war seine Apathie gegen eine weitere Erhaltung seiner Existenz. Jetzt ließ er auch seine Studien fallen und verbrachte ganze Tage auf dem Sofa rauchend in seinem Atelier in seltsamer Erstarrung. Er wußte nicht, daß Dubsky indessen von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt, er wußte nicht, daß Martan dem Freunde von seiner be=

drängten Lage Mitteilung gemacht - - aber sehr verwundert war er, als eines Morgens, Martan war zufällig anwesend, ein bekannter Agent in sein Atelier eintrat und nach zweien seiner Bilder fragte.

Nováček schaute den Agenten verwundert an, griff mit der Hand nach der Stirne und sagte dann vollkommen ruhig: „Mir scheint, Ludwig, daß ich sie nicht mehr habe.“ Dabei wies er mit der Hand nach dem Kamin, in welchem er vor kurzem sein künstlerisches Harikiri ausgeführt.

„Mir aber deucht, du irrst dich, gerade diese Bilder legten wir beiseite,“ sprach Martan und wandte sich zu dem Winkel, wo die Auserwählten standen; „hier sind beide, ‚Melusina im Bade überrascht‘ und ‚Das Totenlied‘.“

„Saubere Produkte,“ brummte Nováček und sah den Agenten an.

„Und Sie wollen das kaufen?“

„Ich habe volle und bestimmte Vollmacht. Eine englische Herrschaft, die jetzt hier weilt, besuchte gestern die Bildergalerie und durchblickte den Katalog der jüngst stattgehabten Ausstellung. Bei diesen Nummern fragten sie den Sekretär, was für Art die Bilder seien und wo sich dieselben befinden. Er antwortete, daß sie nicht verkauft wurden und gab ihnen meine Adresse, damit ich die Sache besorge. Ich soll die Bilder gleich ins Hotel ‚Zum schwarzen Roß‘ hinbringen und bitte Sie auch um Angabe des Preises.“

Martan näherte sich dem Maler, er wollte ihm raten, dieser aber wandte sich verdrießlich um und sprach: „Sie mögen geben, was sie wollen — es sind nur Skizzen. Martan, sei so gut und gehe mit dem Herrn!“

Abends überbrachte Martan dem Maler fünfhundert Gulden. Der verschloß das Geld mechanisch in seinem Schreibtisch und sagte nichts mehr.

Er wußte nicht, daß das Ganze nur ein vorbereitetes Spiel gewesen, daß Dubsky der Käufer war, um ihn vor einer Katastrophe zu bewahren.

Nováček fiel wieder in seine alte Apathie zurück. Die fünfhundert Gulden waren nach einem halben Jahre zur Neige gegangen und Martan wie Dubsky wußten nicht, wie die Sache weiterspinnen. Das Spiel wiederholen, schien ihnen gefährlich, sie fürchteten, Nováček könnte Verdacht schöpfen. In diesem kritischen Augenblicke war die Professur an jener Anstalt erledigt. Dubsky that, was er konnte, für Nováček. Er überwand alle Schwierigkeiten und es glückte ihm auch die Bedenken, welche das körperliche Gebrechen des Freundes hervorrief, durch den Hinweis auf dessen treffliche künstlerische Vorzüge zu verscheuchen.

Nováček schob das Dekret in den Schreibtisch mit demselben Phlegma, wie jene fünfhundert Gulden.

„Ein Wunder," sagte Martan zu Dubsky, „daß er den Diener samt dem Dekrete nicht zur Thüre hinauswarf!"

* * *

Zwei Jahre verstrichen.

Es war ein unfreundlicher, nebliger Novembernachmittag. Vor dem Hause, welches Ingenieur Dubsky bewohnte, stand ein Kinderleichenwagen. Ein kleiner Sarg wurde herabgetragen, dann hing man auf jede Seite des Wagens zwei kostbare Kränze mit langen weißen Bändern, andere wurden auf das Wagendach gelegt — dann kam Dubsky, auf dessen Arm sich die weinende, mit einem Tuch sich das Antlitz verhüllende Mila stützte. Beide waren in tiefer Trauer. Auf dem Trottoir standen einige Herren und Damen, die nächsten Bekannten, in einiger Entfernung mehrere Zuschauer, an denen selbst bei schlechtesten Wetter niemals Mangel ist. Dubsky begrub sein Kind.

Unter den Herren, fast der letzte, stand Nováček. Er war bis zur Unkenntlichkeit verändert. Wäre sein körperliches Gebrechen nicht, daß er freilich durch alle Künste des Schneiders zu maskieren versuchte, ihr würdet den ehemaligen nervösen Schachspieler aus dem Altstädter Kaffeehause nicht

erkennen. Hohe Absätze und ein glänzender Cylinderhut sollten seine kleine unansehnliche Gestalt erhöhen, ein tadelloser, enganschließender, dunkler Anzug kleidete ihn gut, auch sein langes Haar war passend verschnitten. In der Hand trug er einen großen Strauß weißer Rosen.

Professor Nováček, wie er jetzt genannt wurde, durchlebte diese zwei Jahre in gewohnter, einsiedlerartiger Weise. Nur sein Äußeres hatte sich geändert „den Leuten zuliebe und der Schule zuliebe". Mit Ausnahme Martans hatte er in dieser Zeit mit niemand verkehrt. Ein- bis zweimal in der Woche besuchte er das beliebte Kaffeehaus, hielt sich jedoch nie länger darin auf, als zwei Schachpartien Zeit beanspruchten. Zu Hause arbeitete er fleißig, aber wie es schon seine Art war, er brachte nur weniges zu Ende. In der Schule ward er zum Pedanten, dessen Ängstlichkeit alle verwunderte. Dubsky wich er aus, zweimal nur begegneten sie einander zufällig, aber tauschten nur einen kurzen lakonischen Gruß aus, sie blieben sich die ganzen zwei Jahre hindurch fremd.

Heute sah Nováček Mila zum erstenmale, seine verhaßte Nebenbuhlerin, die, wie er fest überzeugt war, den besten Teil seines Lebens getötet hatte. So hatte er sie sich niemals vorgestellt. Immer sah er, wenn er in seinem Sinnen auch ihrer gedachte, eine imposante Gestalt, strahlend vor Stolz und Schönheit, von Glück und Gesundheit strotzend, die ganze Welt hochmütig behandelnd und alles in Staub tretend, was ihr nicht gefiel und genehm war. Gott weiß, warum er sich von ihr solch' eine Vorstellung machte! Und heute sah er sie weinend und in Trauer. Sie war von mittlerer, schlanker Statur, sie hatte ein blasses aber sympathisches Antlitz voll Harmonie, wie die Madonnen der vorraphaelischen Meister. Alles an ihr atmete ungewöhnliche Feinheit. In allem verriet sich Zartheit und Geist, widerspiegelte sich in jeder Bewegung und Gebärde. Und er hatte sie sich recht banal gedacht, selbstbewußt, glücklich! Warum?

Indessen setzte sich der Leichenwagen in Bewegung und das Gefolge der Bekannten Dubskys folgte ihm, von einigen Fiakern begleitet. Außerhalb der Stadt setzte sich Nováček in einen Wagen und fuhr bis auf den Friedhof. Auf dem Wege dahin sah er Mila vor sich, in ihrer Trauer so liebreizend sich auf Dubskys Arm stützend. Was ging in seinem Innern vor? Er fühlte, daß etwas darin stürmte, zusammenstürzte — es waren die alten Ansichten und Vorurteile. Er sträubte und wehrte sich dagegen aus ganzer Seele, aber umsonst. Dies blasse, in seiner Trauer so liebliche Angesicht tauchte stets siegreich empor aus allem Grübeln des verdrossenen Einsiedlers, wie aus dunkelm Schleier der dichten Wolken der helle Mond siegreich hervortritt.

Warum sollte solch' ein weiches, gutes und zartes Wesen sich zwischen ihn und seinen Freund stellen? Warum sollte jene verkörperte Poesie fremd sein der Kunst? Nicht für diese einen verständnisvollen Sinn besitzen? Sie stünde freilich zwischen ihnen, aber nicht mehr wie eine finstere Wolke, sondern wie ein leichter, heller, durchsichtiger Schatten, welchen Nováček vergebens durch seine schwarzseherischen Einwendungen in Nacht verkehren wollte.

Narr, Narr! Das Kätzchen hat in seinem Grame die Krallen ins Samtpelzchen versteckt, das ist das ganze Geheimnis, dem du unterliegst, sprach er zu sich. Aber das blasse Antlitz, welches er beständig vor sich erschaute, gewann bald wieder die Oberhand und es schien ihm, als blickte es ihn an und spräche: Was hab' ich dir gethan, daß du mich hassest und verachtest? Ich mache deinen Freund glücklich, das ist mein einziges Verbrechen, meine einzige Schuld in deinen Augen. Vergieb mir das, ich kann ja nicht dafür, daß mich das Schicksal zwischen euch gestellt.

Der Wagen hielt in der großen, mittleren Allee des Friedhofes an. Nováček ließ die andern Gäste vorüberfahren und stieg allein der letzte aus dem Wagen. Er schritt langsam durch die Baumreihe. Das abgefallene, den Boden dicht

bedeckende Laub knisterte unter seinen Füßen. Es war feucht vom Nebel, ihm deuchte, es sei feucht vor hier vergossenen Thränen. Ein unendliches Gefühl der Trauer erfüllte sein ganzes Wesen. Die alte Wahrheit von der Vergänglichkeit alles Irdischen zeigte sich ihm in ihrer ganzen Schauerlichkeit. Dort trugen sie jetzt den Sarg, in welchem Dubskys Kind ruhte, zum frischen Grabe hin. Sieh, das war alles Glück, alle Freude seines Freundes — und nun? Und wer weiß, wann sie auch das blasse Antlitz des Weibes forttragen werden, das ihn seines Freundes beraubte — wann Dubsky, wann ihn selbst? Auf welch' schwache Grundlagen bauen wir unser Glück, unsere Hoffnungen, unsere Welt? O, es ist zum Verzweifeln, und besser, nicht daran zu denken!

Grauer Nebel lagerte sich auf die Gräber. Ein schwacher Schleier, durch den, wie Schattenbilder, die Gestalten, Grabmäler und Kreuze schimmerten. Das vergilbte Laub verbreitete scharfen Geruch und mischte seinen bitteren Duft in den Hauch der frischen Blumen an den Kränzen und Sträußen. Das Laub verkündete den Blumen: In wenig Stunden seid ihr, was ich jetzt bin, euer Glanz, eure Farbe, eure Pracht zerfließen im Regen und Nebel in einen schlüpfrigen, feuchten Stoff voller Vorwürfe nichtgenossener, mißachteter Frühlinge, voll verzweifelter Klagen nach besserer Vergangenheit!

Nováček hielt inne bei dem Worte „besserer“! Welche Illusion selbst auf den Gräbern! Wie? War diese Vergangenheit in der That eine bessere? Oder malt sie nur die Entfernung, das Gefühl so lebendig, weil sie niemals wiederkehrt? Und er dachte, wenn er wieder in langen Winternächten allein sitzen werde, wenn der Sturm durch die Straßen braust und an die Fenster schlägt, mit den Scheiben der Laternen rüttelt, daß sie klirren, wie er da einsam, verlassen und traurig bis zum Tode sein wird. Dann dünkt in seinen Visionen dem Künstlereinsiedler selbst dieser Moment auf dem Friedhofe besser, da seines Freundes Kind ins Grab gelegt

wurde, denn er stand hier, wenn auch seitwärts, unter Menschen, mit denen ihn etwas verband, hier schwebte vor ihm jenes blasse Antlitz in Thränen, etwas, wie eine Vision unmöglichen Glückes, etwas, wie der Abglanz unbekannter und fremder Sterne, die zufällig aus besseren Welten sich in die Atmosphäre unserer Verzweiflung und unseres Elends verirrten.

Der Maler erbebte. Vielleicht durchschauerte ihn der Nebel, der allmählich dichter und dichter wurde. Und wir verbittern uns dies an und für sich elende Leben noch mehr durch Kleinlichkeiten! Welches Raffinement im Selbstquälen! Er dachte nicht zu Ende, denn die Gäste entfernten sich schon von dem geschlossenen Grabe. Nováček schritt vorwärts. Er stand plötzlich bei Dubsky und dessen Frau. Er verbeugte sich tief vor Mila, winkte mit dem Kopfe dem Freunde und sein Haupt entblößend legte er seinen Strauß weißer Rosen auf das Kindergrab. Er stand eine Weile im stillen Sinnen, dann bedeckte er sein Haupt und wandte sich zum Gehen. Da fühlte er, daß jemand seine Hand ergriff. Es war Dubsky.

„Ich danke dir,“ flüsterten dessen Lippen. Nováček konnte vor Rührung nicht antworten, er verneigte sich nur von neuem vor Mila. Der Wagen Dubskys rollte heran.

„Fahre mit uns,“ sagte Dubsky.

Er konnte nicht nein sagen. Schweigend stiegen sie alle drei in den Wagen. Der Kutscher hieb wild auf die Pferde ein und im Galopp jagten sie im Nebel hin, der indessen zu einer dichten, undurchdringlichen Decke geworden.

In diesem energischen Jagen der Rosse in dieser schnellen Bewegung des Wagens lag etwas Erlösendes, etwas auch Erfrischendes. Es war, als wenn ein verzweifelter Spieler nach dem verlorenen Spiele sich sagt: „Ach was, versuchen wir's noch einmal!“ In den Herzen aller regte sich's so, wenn sie's einander auch nicht sagten.

Während der Wagen über das städtische Pflaster rasselte, drückten sich alle nur gegenseitig die Hände im tiefen Gefühl

des Schmerzes und der gedämpften Freude darüber, daß sie einander wieder hatten, daß sie sich fanden, daß sie in Zukunft sich verstehen werden. Und als sie vor dem Hause Dubskys standen, da war ihnen fast leid, daß diese wilde Fahrt ihr Ende gefunden. Es war in ihr ja etwas wie Pulsschlag und Drang des Lebens, nach welchem wir alle rufen, zu welchem wir, gequält und ermüdet nach verzweiflungsvollen Katastrophen, wieder zurückkehren.

Heilige Illusion!

Ungeduldig riß ich das mir wohlbekannte Siegel des Couverts auf und noch auf der Treppe überflog ich den Inhalt des ziemlich langen Briefes. Alles war in Ordnung. Nur zwei Tage noch war meines Bleibens in Prag; sie reichten gerade hin, um meine Angelegenheiten zu ordnen, mich von der Handvoll Freunde, mit denen mich gemeinsame „litterarische Träume" verbanden, zu verabschieden, mein Geld auszuwechseln und mir einen Paß zu besorgen . . .

Der Morgen des dritten Tages sah mich bereits im Waggon. Ich reiste ohne Unterbrechung nach Modena. Dort sollte ich im Palais des Grafen M. vorsprechen, um weitere Instruktionen zu empfangen. Damit ich ja nichts übersehe, zog ich irgendwo an der Grenze zwischen Österreich und Italien die schon erwähnte Zuschrift hervor und fand, sie noch einmal überlesend, ein kurzes Postskriptum, das ich übersehen hatte. Es lautete wörtlich: „Nach Ihrer Ankunft in Modena, melden Sie sich im Palaste bei dem alten Kobula, Sie würden ihm eine große Freude bereiten, wenn Sie ihn tschechisch anreden."

Ei, dachte ich, so findet der Slawe doch überall Brüder! Ich blickte nun der Zukunft fröhlicher entgegen. Diese kurze Versicherung, jemand durch eine tschechische Anrede zu erfreuen, machte auch mir große Freude. Ich bekenne ohne Verlegenheit,

daß ich von meiner Kenntnis des Italienischen nicht sonderlich Respekt hatte. Nachdem ich mich zur Fahrt entschlossen, hatte ich freilich einige bekannte Redensarten im wahren Sinne des Wortes „verschlungen", aber ich wußte gut, was dies wert ist. Ich habe mehr als einen Dichter im Original gelesen, doch verhehlte ich mir nicht, daß man wohl Dante verstehen könne, aber daß uns dies nichts hilft, wenn wir den ersten, besten Facchino nicht verstehen, den wir auf der Eisenbahn brauchen. Und siehe! Auf der Schwelle meiner Reise verkündet mir ein Mensch, daß er nicht bloß das Tschechische spreche, sondern daß er große Freude fühlen werde, wenn ich ihn tschechisch anrede. Welch' ein Triumph für mich! Ich wußte, daß in Modena mehrere Tage verstreichen mußten, ehe es zur vollständigen Regelung meiner Bedingungen kommt, wie schön also die Aussicht, hier einen Menschen zu finden, mit dem man sich ohne Mühe verständigen kann, mit dessen Hilfe man spielend bisher unbekannte Verhältnisse kennen lernt. Inzwischen gewöhnt sich das Ohr, die Zunge wird geschmeidig — kurz, es geht alles von selbst.

Aber Illusionen bleiben gewöhnlich, was sie sind — Illusionen!

Nie in meinem Leben werde ich den Hauch balsamischen Duftes vergessen, der mich begrüßte, als ich aus dem Bahnhofe in Modena trat! Dieser Duft lehrte mich fühlen, daß ich in Italien mich befand, der Welt meiner Träume, meiner Sehnsucht. Tief bewegt, wie im Nebel, schritt ich den Reisenden nach, die sich in die Stadt drängten. Der erste beste Facchino ergriff meine unscheinbare Handtasche und schon schritten wir durch die stillen Gassen der toten Stadt. Bald verlor sich die Menge, die Straßen wurden öde und leer und im matten Schimmer der Lampen konnt' ich sehen, daß zwischen den Ziegelsteinen das Gras wild grünt und wächst. Aber der ungewöhnlich weiche und volle balsamische Duft ging mit uns, bis wir nach verschiedenen Kreuz- und Querwegen vor einem alten, düsteren Palaste stehen blieben. Mit bebender

Hand zog ich die Glocke. Ehe geöffnet wurde, hatte ich Zeit genug, den Träger zu bezahlen. Ich wartete noch einen Augenblick und hörte seine Schritte in der Nebenstraße verklingen. Es war mir bang zu Mute. Da öffneten sich die großen Pforten und ich schritt in den hohen, gewölbten, von zwei Lampen erleuchteten Hausflur. Die eine der Lampen hing über der Portierloge. In der einen Hand die Tasche, in der andern den Regenschirm haltend, stand ich vor dem kleinen Fensterchen. Schon wollt' ich anklopfen, da zeigte sich darin der Kopf eines alten Mannes. Ein ausdrucksvoller, ich möchte sagen, schöner Kopf! Das Gesicht war vollständig und sorgfältig rasiert, nur an den Seiten ein schwacher, grauer Rahmen nach englischem Schnitte — das Kinn glatt und scharf, die Nase gerade und trotz aller scharfen Linien edelgeformt und kühnstrebend, die Augen verhältnismäßig klein und blitzend, die spärlichen, grauen Haare der Schläfen bedeckt mit einer samtenen, goldbetreßten Mütze — so erschien mir im Fenster der Portierloge der alte Kobula! Er war es, das erriet ich sogleich — wer anders konnte es auch sein? Alsogleich stellte ich mich ihm, tschechisch sprechend, vor. Aber wie groß war mein Erstaunen! Der Alte begann zu lachen, zu lachen — legte die Hand ans Ohr — (ich beobachtete eine weiße, wohlgepflegte Hand) — und lachte dann wieder. Dazu nickte er mit dem Kopfe.

Dieses Lachen verletzte mich.

„Ich habe doch die Ehre, Herrn Kobula zu sprechen," sagte ich ungeduldig.

Aber der Alte verblieb in seiner Haltung, als ob er sich keinen Ton meiner Worte entgehen lassen wollte — das starre Lächeln auf den Lippen, nickte er nur beständig mit dem Kopfe und langsam, als ließe er einem Fläschchen Tropfen für Tropfen entgleiten, sagte er dann mit unverkennbarem Klang des steierischen Dialektes deutsch zu mir: „Ja, ich bin Kobula — ich bitte, sprechen Sie nur weiter —"

Was sollte ich sagen? Ich stand einige Augenblicke ihm

gegenüber und da er sich nicht rührte, wiederholte ich die ganze Tirade deutsch. Aber da verdüsterte sich des Alten Gesicht und fast zornig erwiderte er mir, jedoch abermals deutsch: „Ich verstehe Sie ja, sprechen Sie doch nur tschechisch."

Ein bißchen verstimmt begann ich aufs neue meine Auseinandersetzung. Kaum fiel das erste tschechische Wort von meinen Lippen, zeigte sich das frühere freundliche Lächeln im Antlitz des Alten, er nickte wieder fröhlich mit dem Kopfe — die Mütze verschwand hierauf am Fensterchen und bald stand er ganz vor mir, ohne daß ich hätte merken können, woher er kam. Er griff nach meiner Tasche, winkte mir und führte mich weiter durch die beleuchtete Marmorhalle. Ich wandte mich nach ihm und sah, daß er unaufhörlich lächelte. Aber sein Lächeln trug den Ausdruck ungewöhnlicher Glückseligkeit. Wir standen nun in einem Gemache, über dessen hohen Wänden sich eine Decke aus Stuccateurarbeit wölbte. Das Meublement war altmodisch und einfach. Der alte Kobula legte meine Tasche auf ein großes, mit dunklem Leder überzogenes Fauteuil und winkte mir, Platz zu nehmen.

„Sie werden gewiß hungrig sein," sagte er in deutscher Sprache, „doch ist für alles vorgesorgt, wir erwarteten Sie ja."

Indes ich einige Worte des Dankes erwiderte, schob der Alte einen faltenreichen Vorhang des Alkovens zur Seite. Im Halbdunkel sah ich ein großes, bequemes Bett mit weißleuchtendem Überzuge. Lächelnd ging mein Führer fort, doch eh' ich noch mein Oberkleid abgelegt, war er wieder da, begleitet von einer bejahrten Frau. Ein weißes Häubchen saß kokett auf dem schneeweißen, glatt gekämmten Haare — das Hauskleid war von Atlas, freilich schon abgetragen, aber es rauschte ganz herausfordernd bei jeder Bewegung, der angenehmen Erscheinung der alten Dame ein bißchen aristokratisches Ansehen verleihend.

„Meine Frau," sprach italienisch der alte Kobula, „Sie müssen verzeihen, sie ist Italienerin und deutsch hat sie nie

erlernt. Das ist ihr einziger Fehler, sie ist sonst eine vollkommene Frau!"

Frau Kobula lächelte ein wenig ironisch und reichte mir freundschaftlich die Hand.

„Sie haben meinem Mann große Freude bereitet, Herr," sprach sie halblaut.

„Wodurch, liebe Frau? Ich weiß durchaus nichts davon."

„Sie sind Tscheche und kommen aus Böhmen. Was hätte er nicht darum gegeben, hätte ich tschechisch erlernt! Aber es ging nicht, es ging nicht — "

„Wollt' er Sie unterrichten?" erwiderte ich etwas scheu, indes der alte Kobula zwei Dienern Befehle, das Nachtmahl betreffend, erteilte.

Frau Kobula blickte verstohlen nach ihrem Gatten hin, den sein Amt als Majordomus viel zu sehr in Anspruch nahm, als daß er unser Gespräch hören konnte, und sagte mit flüsternder Stimme: „Da liegt es eben, lieber Herr, wenn er nur selbst es verstünde!"

„Warum dann verlangt er's von Ihnen? Wie sollten Sie es lernen?"

„Was weiß ich — er wollte und es ging nicht, es ist so auch gut, aber Sie sind sein Liebling, Sie werden sehen! Ihr Vorgänger war ein Schweizer, ein gewisser Herr Frank. Glauben Sie, Kobula habe mit ihm gesprochen? Keine Spur, er ließ ihm ruhig im Hausflur stehen und wenn ich mich seiner nicht angenommen hätte, er hätt' ihn nicht einmal an sein Bett geführt."

„Und was soll dies alles bedeuten?" fragte ich befremdet.

Allein Frau Kobula konnte mir nicht mehr antworten. Der Tisch war gedeckt und ich mußte mich zum Abendbrot niedersetzen. Der alte Kobula saß mir gegenüber.

„Ich habe zwar schon zu Nacht gegessen, aber das ist schon zwei gute Stunden her," entschuldigte er sich mit einem Seitenblick auf seine Frau, „und dann solch ein Gast!"

Darauf begann er selbst mir vorzulegen, schenkte Wein in die Gläser ein und wandte sich dann zu seiner Frau.

„Wir werden, meine Teuere, tschechisch miteinander plaudern, du würdest dies ohnehin nicht verstehen, geh' also nur schlafen! Möglich, daß wir länger aufbleiben, ich habe dem Herrn mancherlei zu erzählen und er gewiß auch mir.“ Er hatte dies italienisch gesagt und zu mir gewendet, mich freundlich zum Zugreifen nötigend, sprach er in seinem eigentümlichen Deutsch: „Ich bitte Sie, so sind die Frauen! Zwanzig Jahre sind wir beisammen, aber tschechisch hat sie nicht erlernt — was soll sie uns? Sie gehe in Gottes Namen schlafen!“

Frau Kobula verabschiedete sich von mir und wünschte herzlich „Gute Nacht!“ Deutlich sah ich ein ironisches Lächeln ihre Lippen umgleiten, als sie die Schwelle des Zimmers überschritt — mir aber blieb nichts übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben. Und dies war einstweilen angenehm genug: mich sättigen zu lassen vom alten Kobula. Hatte mich doch der weite Weg müde und hungrig gemacht, ich konnte also gemächlich mir gütlich thun.

Der alte Kobula aß und trank, als ob er noch nicht genachtmahlt hätte. Unser Gespräch beschränkte sich einstweilen auf nicht enden wollendes Zureden seinerseits und einige Dankesworte meinerseits. Freilich fragte ich mich dabei im Geiste, wie's weitergehen werde. Kobula ließ einen scharfen Pfiff ertönen und die Bedienten, welche den Tisch gedeckt, trugen schweigend wieder ab. Der Alte zog eine silberne Tabaksdose hervor und schnupfte.

„Rauchen Sie?“

Ehe ich antworten konnte, zog er aus der Brusttasche einige in rosa Seidenpapier gehüllte Specialitäten hervor und reichte sie mir dar mit freundlichem Augenblinzeln.

„Sie sind vom Herrn Grafen, er bietet mir stets welche an, aber ich rauche nicht, ich schnupfe bloß. Ich bitte Sie, zu rauchen, es wird mich freuen.“

Plötzlich stand er auf und schlich zur gegenüberliegenden Wand hin. Er drückte an einer Feder und im Nu zeigte sich ein kleines Versteck im Gemäuer. Kobula entnahm daraus eine Flasche, und mit dem ihm eigenen Lächeln hielt er sie gegen das Licht.

„Ein alter Chianti, lieber Herr, sehr alter, starker und guter Wein — warten Sie nur, solch' einen haben Sie gewiß noch nicht getrunken. Sie werden doch dies Gesöff nicht weiter in sich gießen" — und schon riß er das Glas von meinen Lippen, darin sich gewöhnlicher roter Tischwein befand, und goß in dunkle, schlanke Kelchgläser das purpurne Naß mit dem besonderen, starken Duft.

Wir stießen an. Ich hatte mich kaum wieder gesetzt, da kreuzte der alte Kobula die Hände auf dem Tisch und sprach ruhig, während sein Gesicht das ihm eigene Lächeln unausgesprochener Glückseligkeit erhellte: „Und nun erzählen Sie, aber ich bitte, tschechisch."

Ich blickte in aufrichtiger Verlegenheit dem Alten ins glückstrahlende Antlitz.

Was sollte ich erzählen? Wird er mich auch verstehen? Wo und wie beginnen? Unsere Lebenswege waren bis auf dies ganz zufällige Zusammentreffen so verschieden, so einander fremd, daß ich auch nicht einen Punkt finden konnte, der Anlaß geboten hätte, den Faden der Rede zur Not anzuknüpfen und fortzuspinnen. Und vor uns lag die ganze, lange Sommernacht und der Chianti in der hohen, weidenumflochtenen Flasche blickte uns mit vollem Auge verlockend an.

Ich begann von dem und jenem zu erzählen. Bei dem bloßen Klange der tschechischen Laute spiegelte sich auf dem Gesichte des Alten ein Ausdruck stiller Sanftmut und Freude. Es lag etwas Rührendes darin, wie andächtig er meinen Worten lauschte, wie er die Lippen bewegte, als wollt' er das eine oder andere tschechische Wort nachbilden. Mitten in das

Durcheinander meiner Rede warf er die deutschgesprochene Frage: „Kennen Sie Königssal?“

„Wie sollt' ich nicht? Liegt es doch in nächster Nähe von Prag!“

„Sehen Sie, dort war ich — es sind so zwanzig, fünfundzwanzig Jahre her — nicht doch — erst achtzehn — doch nicht — Gott weiß, wie viel Jahre es sein mögen! Sie kennen's also. O, dort ist's schön, herrlich schön!“

Im Gehirn und in der Seele des Alten arbeitete es mächtig. Seine Stirnadern schwollen an, seine Augen leuchteten im fieberhaften Glanze, seine weißen Finger zitterten durch die Luft, in seltsamen Kreisen und Linien nachzeichnend, was in seiner Erinnerung jetzt vergangene Eindrücke und Vorstellungen neu wachgerufen. Mir war es klar, daß er vor mir den topographischen Plan von Königssal und Umgebung entwickelte. Er kam mir vor, wie ein Künstler oder Dichter, der aus dunklen Trümmern von Gedanken und Bildern, die vor Jahren in seinem Kopfe entstanden, eine untergegangene Welt wieder aufbauen will.

„Ich bitte, sagen Sie, existiert die lange, zum Schlosse führende Pappelallee noch?“

„O, gewiß, gewiß,“ entgegnete ich.

„Diese lieben, teueren, hohen Bäume, wie oft haben wir uns abends unter ihnen ergangen! Beim Sonnenuntergange war's zaubervoll! Links ist ein Fluß — nicht?“

„Ja, ein Fluß“, bezeugte ich gerne.

„Rechts dehnen sich Felder, Felder, unübersehbar — auch steht dort hinter dem Schlosse ein kleines Kirchlein — “

„Ja, des heiligen Gallus,“ half ich dem Alten, „und der Königssaler Friedhof mit der schönen Aussicht auf die Felder, auf das am anderen Ufer gelegene Zavist und dem breiten Ausblick durch die Pappelallee bis Radotin.“

„Aber noch ein kleines Flüßchen fließt durch die Wiesen, nicht wahr?“ fiel mir der Greis mit sieghaftem Tone in die Rede.

„Ja," bestätigte ich, „die Beraun ist's, die sich ein Stück Weges weiter mit der Moldau vereinigt."

„Ach, dort war ich glücklich, überaus glücklich, lieber Herr! Aber Sie trinken ja nicht, Sie trinken gar nicht (und wieder schenkte er die Gläser voll). Gott, welch ein Glück, nach Jahren mit jemand reden zu können, der all' diese Schönheit kennt, der dort gewesen, der es selbst gesehen! Es ist ein schönes, schönes Land! Ich hab' ein großes Stück Welt gesehen, ich machte mit meinem Herrn auf der „Novara" die Reise um die Welt mit, aber, glauben Sie mir, ein schöneres Fleckchen Erde hab' ich nirgends gefunden. Diese Wiesen sind so frisch und duftig, so dunkel, wie breite, samtene Teppiche und auf mancher Stelle deucht Ihnen, daß das Schloß Königssals wie in einem Rahmen stehe. Und diesen Rahmen bilden die mächtigen Kronen der alten Pappeln. Wenn der Mond scheint, dann ist's besonders schön — ich wollte noch einmal, nur ein einzigesmal mich dort ergehen! (Und wieder goß er ein und trank.) Verzeihen Sie dem Greise — es ist kindisch von mir — aber ich möchte diese Gegend noch einmal sehen, nur einmal noch!"

In den Augen des Alten funkelten Thränen. So tief rührte ihn die Erinnerung. „Und tschechisch wollt' ich wieder sprechen, wie damals ich gekonnt!" Er neigte sich zu mir und den weingefüllten Kelch darreichend, flüsterte er: „Der Mensch vergißt — unglückliches Gedächtnis — aber ich bitte, sagen Sie mir, wie spricht man tschechisch: Ich habe dich lieb, vom Herzen lieb, sehr lieb." Ich sagte es dem Greise und er wiederholte die Worte. Er bemühte sich mit schwerer, ungelenker Zunge sie nachzusprechen. Er bewegte dabei wie im Takte den Kopf und wiederholte beständig die Worte.

Der Chianti vor uns blickte uns nur mit halbem Auge noch an. Der Alte goß die Kelche voll und mit dem Ausdruck hoher Seligkeit sprach er zwar falsch aber ungewöhnlich zart den Namen: Anička.

„Ist dies nicht ein schöner Name?" fragte er.

„Ja, ein schöner Name," erwiderte ich lächelnd.

„Wird er in Böhmen noch den Kindern gegeben?"

„Gewiß, das wird er."

„Und sind Sie aus Prag selbst?"

„Nein, ich bin vom Lande, aber ich lebte sehr lange Zeit in Prag."

„Nach Königssal aber gingen Sie oft? Warum gingen Sie hin?"

„Nur dann und wann, gelegentlich eines Ausfluges. Mit dem Dampfer ist's ein angenehmer Ausflug."

„Damals befuhren noch keine Dampfer den Fluß."

Eine Weile schwiegen wir.

„Und Sie gingen also nur ohne besonderen Zweck hin?" fing der Alte wieder an.

„Ja, nur wenn ich lustwandeln wollte — Sie meinten doch selbst, es sei dort wunderschön."

„Das ist wahr, das ist wahr, es ist dort wunderschön!"

Wieder verstummte der Alte und trank. Es schien mir, als ob im Haupte des Alten aufs neue die Erinnerung thätig sei, daß sein altes Gehirn arbeite und sich abmühe mit allerlei Schlußfolgerungen. Welcher Art diese waren, konnt' ich freilich nicht erraten. Nach kurzer Pause schüttelte er wie im Halbtraume sein Haupt und raffte sich zu der seltsamen Frage auf: „Wie alt sind Sie?"

„Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt."

„Sehen Sie, nun hab' ich's! Vor dreiundzwanzig Jahren war ich dort. Wie das zusammengeht!"

Der Chianti in der Flasche war nun blind geworden.

„Wir wollen schlafen gehen," sprach der alte Kobula. „Aber Sie wissen gar nicht, welche Freude Sie mir bereitet haben, Sie wissen es nicht!"

Und eh' ich mich dessen versah, umarmte er mich mit den alten, weißen, sorgfältig gepflegten Händen, preßte mich an sich, wie einen verlorenen Sohn. Dann ließ er mich los, nahm vom Tische einen Leuchter und sprach — schon an der

Schwelle des Zimmers stehend, zwar langsam, aber mit vollständig richtigem Ausdruck: „Dobrou noc!“*)

Da konnt' ich nicht länger widerstehen. Der Zauber meiner Muttersprache überwältigte mich. Herzlich zurückrufend „Dobrou noc“, warf ich mich an die Brust des alten Kobula. Ach, mir war's so lieb, so süß, hier in der Fremde zu hören „Dobrou noc!“ — —

Ich konnte lange nicht einschlafen. Verschiedene Gedanken wirbelten in meinem Kopfe bunt durcheinander. Die Eindrücke meiner ersten langen Reise wechselten mit den Eindrücken dieses seltsamen Abends. Zeitweise deuchte mir alles wie ein Traum und der alte Kobula kam mir so ungewöhnlich seltsam vor, daß ich begann, an seinem gesunden Verstand zu zweifeln. Aber das konnte ich mir selbst nicht ausreden, daß etwas unendlich Ergreifendes in seiner Lieb' und Anhänglichkeit für meine Muttersprache lag, in seiner Liebe für jene Gegend, wo er gewiß einmal sehr glücklich gewesen sein mußte. Gott weiß, wie lange ich mich von einer Seite zur anderen in dem großen, beinahe quadratischen Bette wälzte! Ich hörte die Turmuhr der nahen Kirche schlagen. Ein mächtiges Gefühl der Verlassenheit in der Fremde überfiel mich. Weit, weit von der Heimat, unter Menschen, mir völlig fremd, in der breiten Stube des großen, düsteren Palastes! Ich sah wie des Vollmonds weiße Strahlen auf dem parkettierten Fußboden gleich länglichen, zitternden Fingern spielten — sie drangen offenbar durch die oberen Teile des Fensters ein, dessen kleine Scheiben bleiumrahmt waren. Dieses zitternde Licht auf dem Fußboden beunruhigte mich. Ich wollte eben den Vorhang des Alkovens vorziehen, um es zu verscheuchen, aber in diesem Augenblicke, da ich mich bemühte, die oberhalb meines Kopfes befestigte Schnur zu erfassen, verschwanden die gespenstischen Kreise des Mondlichtes. Jemand, mit einem Lichte versehen, mußte ins

*) Gute Nacht.

Zimmer getreten sein. Mein Kopf fiel zurück, ich that, als ob ich schliefe.

Der alte Kobula war es. Er schritt, den Leuchter in der Hand, langsam und still, wie ein Schatten herein, stellte das Licht auf die Erde, ging auf den Zehen zum Fenster hin und ließ die großen Jalousien herab und begab sich dann, wieder auf den Zehen, zum Alkoven. Ich konnte in diesem Momente die Augen nicht öffnen, aber ich hatte die Empfindung, als blicke der Alte auf mich mit Thränen in den Augen. Eine Weile später fühlte ich, daß im Gemache vollkommenes Finster herrsche — ich erhob das Haupt — der Alte war nicht mehr da. Wer sagt mir ob er nur kam, die Jalousien herabzulassen, damit der zudringliche Mond nicht meinen Schlaf störe?!

* * *

Tags darauf hatte ich keine Gelegenheit mehr den alten Kobula zu sprechen, denn unerwartet traf zeitig am Morgen der Graf ein und gleich nach dem Frühstück reisten wir ab. Kobula half uns das Gepäck im Wagen unterbringen. Er that alles bereitwillig, gewandt, aber über alle Maßen ernst. Von Zeit zu Zeit blinzelte er von der Seite mich an und ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen, es war, als wollt' er sagen: 's ist schon gut, wir wissen, was wir zu wissen nötig haben!

Wir fuhren in gerader Richtung nach Spilamberti. Die Gegend ringsum gleicht dem Paradiese. Längs des ganzen Weges stehen hohe, mächtige Pappeln. Ich mußte unwillkürlich der Königssaler Pappeln und des alten Kobula gedenken.

„Nun, sprach der alte Kobula mit Ihnen tschechisch?“ fragte der Graf.

„Ja — das heißt, ich sprach es und er hörte nur zu. War er wirklich in Böhmen?“

„Gewiß, er war vor Jahren dort. Königssal gehört einem meiner Verwandten von mütterlicher Seite, wir waren einmal zum Besuche dort und unser Kobula verliebte sich da=

mals wahrhaftig. Erwägen Sie, er war damals schon über vierzig, aber es war seine erste Liebe."

„Er war damals gewiß glücklich", meinte ich, eingedenk' der Ereignisse des vergangenen Abends. „Wie aber endete sein Liebesabenteuer?"

„Gar nicht, wir reisten ab und er begleitete mich auf der ‚Novara', als ich die Reise um die Erde machte. Als wir zurückgekehrt waren, erlaubten wir uns einen Scherz. Wir redeten ihm ein, daß er in Böhmen glücklicher Vater geworden sei. Es war vielleicht ein ungeschickter Scherz, aber wir konnten unser Wort nicht mehr zurücknehmen. Er glaubte uns und glaubt daran vielleicht heute noch."

„Erkundigte er sich nie nach dem Schicksale seiner Geliebten in Böhmen?"

„Sie habe einen anderen geheiratet, redeten wir ihm ein, vielleicht war's auch Wahrheit. Ihm genügte das, aber daß er einen Sohn habe, beunruhigte ihn mehr, als wir anfangs ahnen konnten."

„Und forschte er ihm nicht nach?"

„Es blieb uns kein anderer Ausweg, als in der Lüge fortzufahren. Wir sagten ihm, daß für seinen Sohn gesorgt sei, daß er der österreichischen Marine angehöre und das nur die große Entfernung die Schuld trage, wenn er ihn nicht sehen und umarmen könne. Im Laufe der Jahre wurde es dann vergessen, was übrigens nicht schwer war, denn der Alte ist ein bißchen vergeßlich und wunderlich. Ihm blieb von allem nur die fixe Idee, tschechisch sprechen zu können. Diese Kleinigkeit gönnten wir ihm. Seine Frau mußte seiner böhmischen Liebsten auffallend ähnlich gewesen sein, denn er schätzt sie sehr, gern möcht' er sie tschechisch lehren, wenn er's nur selber könnte! Er hat davon nur noch eine dunkle Vorstellung, aber immer lacht er so verschmitzt, wenn von Böhmen die Rede ist und ist nicht wenig stolz darauf, dort gewesen zu sein; einige Worte hatte er noch behalten, gab er sie Ihnen nicht zum besten?"

„Und seinen Sohn erwartet er noch immer?"

„Das hat er vielleicht doch schon vergessen, aber wer weiß, was in diesem alten Kopfe zeitweise vorgeht!" — —

Und um uns her bewegten sich im Fluge die langen Reihen der Pappelbäume von Spilamberti bis Vignola.

Den alten Kobula hab' ich nicht wieder gesehen.

Vielleicht ist er glücklich in seiner Illusion, tschechisch zu können, vielleicht erwartet er heute noch seinen Sohn. — — —

Die Flöte.

Hoch in den Apenninen stand ein einsames Kloster.

Es erhob sich an dem Rande einer steilen, düstern, baumlosen Felsenwand und die Sonne brannte unbarmherzig auf die grauen Mauern nieder. Dieses Kloster hatte etwas Besonderes: es wohnten darin Gott und Teufel in schönster Eintracht. Gott verbarg sich auf dem Altare der Kirche, Satan in der Zelle des Priors über dessen Schreibtisch und zwar hinter dem Bilde (Gott weiß, welcher Schule!), darstellend die Versuchung des heiligen Antonius, der beliebte Vorwurf einer ganzen Reihe von Malern, den Teniers und Tassaert mit größter Komik, Schon und Bosch mit größter Phantasie ausführten und welcher durch Callot der Welt Hoffmann gab, diesen guten, heute beinahe undankbar vergessenen Dichter goldener Töpfe und teuflischer Elixiere.

Unter den vielgestaltigen Ungeheuern, die rings um den armen, heiligen Einsiedler ihren schauerlichen Reigen führten, befand sich auch, in eine Ecke gekauert, ein großer, grüner Frosch mit vogelartigem Schnabel und einem weißen, mächtigen Kropfe am Halse. Hinter diesem Frosch lauerte zuweilen Satan und unbemerkt beobachtete er durch die Augen des Frosches nicht etwa den leinwandenen heiligen Antonius, sondern den lebendigen Prior und dessen ganze Klostersippschaft.

Ich muß bekennen, daß Satan in seinem stillen Winkel seit geraumer Zeit schon große Langeweile verspürte. Der Prior war ein sehr frommer Mann und die Mönche leierten oft genug schläfrig ihre Hora ab. Sie durch sinnliche Träume zu quälen, war schon etwas Allzugewöhnliches, daß Satan sich dessen selbst zu schämen begann — und doch wollte er sich ergötzen. Manchmal schlug er dem Prior die Blätter des Brevieres zehnmal vor der Nase zu, aber mit stoischer Ruhe öffnete der Prior das Buch zum elftenmale und belegte die Stelle des Gebetes mit einem Lesezeichen, in dessen Mitte sich zwischen zwei flammenden Herzen — vermutlich eine zarte Erinnerung „aus der Welt“ — ein mit Perlen ausgenähtes Kreuz erhob. Der Teufel wollte sich einreden, daß es kindisch sei, zum elftenmale die Blätter zu verschließen, aber wieder mußte er sich schämen, denn in Wahrheit fürchtete er sich, damals in der Emancipation noch nicht weit vorgeschritten, vor dem Kreuze. Er würde sich freilich dazu freiwillig nicht bekennen, aber ich will es euch „sub rosa“ verraten.

* * *

In diesem Kloster lebte auch ein junger Mönch. Shelley, dieser poetischste Interpret des Menschenherzens, würde ihn Alastor nennen, hier riefen sie ihn einfach Bruder Cölestin. Er war eine weiche, träumerische Seele, gewiß eines bessern Schicksals würdig, als zwischen grauen, öden Mauern dahinzusiechen. Im Kloster war er nicht sonderlich beliebt und war doch so still, so ergeben — er buhlte nicht um einen freundlichen Blick des Priors, und begegnete er den Brüdern in den finstern Gängen, rief er ihnen sein „Memento“ demutsvoll entgegen, freilich nur in Demut des Evangeliums, nicht in Demut der Heuchelei, die er nicht kannte,

Warum Cölestin in das Kloster eingetreten, ist schwer zu sagen. Vielleicht mußte es sein. Es giebt Menschen, in deren Leben sich der alte Fatalismus zu seinem Rechte meldet,

den vergeblich das Mittelalter durch den Glauben an die Vorsehung zu ketten suchte und den die neue Zeit durch das Licht der Wissenschaft wohl blendete, aber nicht erblinden machte. Ersichtlich war's, das Cölestin sich im Kloster nicht zufrieden fühlte. Was war ihm die wunderbare, zauberschöne Natur, wenn er sie nur durch das vergitterte Fenster seiner Zelle beobachten durfte! Die Brüder waren alt und unfreundlich, vielleicht waren auch ihre Träume, mit denen sie diese Schwelle überschritten, nicht in Erfüllung gegangen.

Die Zelle Bruder Cölestins war schmal, einfach und dürftig. Einen Vorzug hatte sie doch: sie befand sich in einem alten Turme, dem Reste einstiger Befestigungen aus jener alten Zeit, da noch der Mönch in seinem Gürtel neben dem Rosenkranze auch das Schwert trug und bereit sein mußte, sowie dem Klange der Glocke zum Gebete, auch dem Glockenklang zu folgen, der ihn zum Kampfe rief gegen die Banden der Gebirgsräuber. Dieser Turm mit einem einzigen, stark vergitterten Fenster war das Nest aller Träume des jungen Mönchs, Eine einfache Rohrdecke bildete das Lager, Bibel und Brevier die Bibliothek. Alles deuchte ihm hier kalt und fremd. Nur die Aussicht auf das Gebirge übte auf ihn solch einen Zauber und hauchte in seine Seele solch träumerische Wärme, wie einst vor langer, langer Zeit der Blick seiner verewigten Mutter.

Und lange, lange Stunden stand Cölestin an dem Fenster, meist, wenn die Pracht des Sonnenunterganges sich über die Berge ergoß, wenn deren dunkle Umrisse in violettem Glanze erglühten und die Nebel, längs den terrassenartigen Abhängen herniederschwebend, niederstiegen in das Thal, durchschimmert, von der Abendröte, einem Regen blasser Rosenblätter gleichend.

Und lange, lange Stunden stand Cölestin nachts am Fenster, wenn plötzlich die finstern, schwarzen Häupter der Berge eine gelbe Glut überflammte, ähnlich der Aureole des Nordlichts, in welcher die entfernten Sterne wie weiße Blüten

schwankten. Welch' eine berauschende Stille, welch' ein träumerischer Duft! Dort in jenem Bergeswinkel — so dachte Bruder Cölestin, wo die Wolken und Nebel erscheinen, die Sterne, Wellen und Vögel, dort sitzt irgend eine unbekannte Gottheit und träumt ihren schweren Traum, den wir Natur, Welt und Leben nennen und dessen schwacher Abglanz in der Seele des Menschen zittert, wie auf den schwarzen Bergen der letzte Strahl des untergehenden Mondes.

Bei Tage, in der Glut der Sonne, schaute Cölestin nie zu den Bergen hinüber — da waren sie traurig — sie erschienen niedriger und wie geängstigt. — —

Den Leser, der mich durch die Träume Bruder Cölestins aufmerksam begleitete, erinnere ich aufs neue daran, daß Satan in der Zelle des Priors sich schrecklich langweilte.

* * *

Ich muß noch mitteilen, daß das Kloster sehr arm war. Die Mönche hingen gänzlich von der Wohlthätigkeit der in der Umgegend wohnenden Landleute ab. Aber das reichte hin. Damals herrschten noch andere Zeiten, der Priester und mehr noch der Mönch galten dem Menschen so heilig wie die Schwalbe, die jedes Jahr unter das Dach seiner Hütte flog.

Von Zeit zu Zeit sandte der Prior einen der Brüder in das Gebirge. Er gab ihm zwei Begleiter mit: den Bruder Andreas, der sich in den Bergen besser zurechtfand, als mancher Bandit, und einen alten grauen Esel, der mit mehreren leeren Körben, bestimmt die Lebensmittel zu bergen, beladen war. Bruder Andreas hatte das Amt, den Esel zu führen. Vielleicht nannten deshalb die Brüder auch seinen grauen Gesellschafter „Andreas“ und hieß es: „Andreas kehrt aus den Bergen,“ so blieb es jedem freigestellt, zu glauben, es sei Bruder Andreas oder der Esel, oder beide zugleich. Bruder Andreas war ein alter mürrischer Patron, niemals zufrieden. Schritt er den Weg entlang, ärgerte ihn die Sonne, versteckte

sich diese hinter den Bergen, murrte er über die steinigen Wege. Kam er in die Bauerngehöfte, murrte er übers Kloster und im Kloster wieder über das Bauernvolk. Der kluge Prior, der nicht wollte, daß durch dies unfreundliche Gebaren die Leute in schlechte Laune gerieten, übertrug stets das Amt, mit den Leuten zu verkehren, einem andern Bruder, und da jeder sich das Wohlwollen des Obern erringen wollte, so trug er stets Bilder, Rosenkränze und Kreuze bei sich, die er unter die Kinder der Bauern verteilte, ad captandam benevolentiam der Väter und Mütter.

So kehrte Bruder Andreas, die Körbe mit Butter, Rauchfleich, Brot und andern Lebensmitteln gefüllt, ins Kloster zurück und an jedem Abend seiner Wiederkunft ertönten feierlicher die Psalmen im Kloster und länger brannten die Lichter in dem geräumigen, marmorgepflasterten Refektorium.

Einmal stand wieder Bruder Andreas mit Körben beladen, seinen Kollegen erwartend, vor dem Thore. Andreas der Mönch hatte sich zum Prior begeben, um die Befehle zur neuen Ausfahrt entgegenzunehmen. Bruder Cölestin blickte traurig nach den Bergen hin. Er fühlte eine unbegreifliche Sehnsucht. Da sah er den korbbeladenen Esel stehen. Eine wilde Begierde bemächtigte sich seiner, das Innere der Berge kennen zu lernen, einmal die frische Luft tief einzuatmen, mit der Lerche zu jauchzen und Menschen wieder zu sehen, lebendige Menschen und nicht diese vertrockneten, in Askese versinkenden Mumien, triefend von Weihrauch und Gebet. Er überlegte nicht, zum erstenmale in seinem Leben ging er geradeswegs zum Prior, trat in dessen Zelle ohne Ankündigung, ohne Gruß.

„Vater," redete er ihn an, „ich habe eine Bitte, eine heiße Bitte, die erste seitdem ich hier bin. Höre mich an, um Gottes willen!"

Der Prior blickte verwundert auf und sprach in mildem, doch vorwurfsvollem Tone: „Du sündigest, mein Sohn, gegen die Ordnung und ihre heiligen Rechte. Du darfst keine Bitte

haben. Denn eine Bitte aussprechen, heißt etwas wünschen und das Unterdrücken des eigenen Willens ist der erste Schritt zur priesterlichen Vollendung. Die Bitte gebiert den Befehl, der Befehl die Gewalt."

Cölestin schwieg, errötete und seine Augen wurden feucht.

Der Prior sprach weiter: „Ich fühle Mitleid mit deiner Jugend. So sprich deine Bitte aus, vielleicht kann ich sie gewähren, aber in Zukunft verschone mich und verlasse deine Zelle nicht, ehe dich durch mich nicht jener ruft, dessen unwürdige Knechte wir alle sind."

Stammelnd brachte Cölestin sein Anliegen vor. Er wollte Andreas in die Berge begleiten.

Der Prior überlegte; dann sagte er mit ernster Stimme: „Es sei! Nicht etwa, weil ich nach deinem Willen thun will, aber darum, weil auch ohne Bitte die Reihe des Ausganges an dich gekommen wäre. Gehe also mit Gott und kehre mit seinem Segen wieder.

Cölestin stürzte dem Prior zu Füßen und benetzte dessen Hand, als er sie an seine Lippen führte, mit heißen Thränen.

Der Prior aber verstand diese Thränen nicht.

Sie zogen aus.

* * *

Nie war Bruder Andreas so mürrisch gewesen wie diesmal. Er hatte vermutlich Grund genug. Er ahnte das Mißlingen der heutigen Ausfahrt und wälzte im Geiste die Schuld auf den guten Cölestin. Der fühlte sich, das erste Mal vielleicht im Leben, überglücklich. Jemand, der nach langer Krankheit wieder genesen, oder ein Verbrecher, der nach Jahren den Kerker verlassen — sie können sich nicht glücklicher fühlen. Ihm deuchte, als sei die Welt nur für ihn geschaffen; überall vermeinte er seine Seele zu schauen: in den Blüten der Ciklamen und in den Schwingen des Adlers, der hoch über ihnen in der reinen Bläue des Himmels sich verlor. Hätte ihn nicht sein Stand und sein schwarzer Talar daran gehindert, er wäre den Ziegen nachgeklettert,

die an steinigen Abhängen die Blätter wilder Beerensträuche benagten. Seine Augen funkelten, seine Hände bebten.

Bruder Andreas — ich meine den Mönch — ahnte gut. Als ob das Schicksal selbst die Thüren und Hände der sonst so gutmütigen Bauern verschlossen hielte, und Bruder Andreas — ich bitte, nun meine ich den Esel — fühlte auf seinem Rücken gar deutlich die Folgen. Der alte Mönch mochte recht behalten. Cölestin führte keine Bilder, keine Rosenkränze mit sich, auch verstand er sich nicht auf die Kunst, das Geflügel und Vieh der Bäuerinnen zu loben oder mit den Kindern zu scherzen. Sein Herz war übervoll der Naturwunder, seine Seele verstummt in Bewunderung, und sein Auge sprach, aber diese Sprache versteht die Welt nicht und wird sie nie verstehen. Kurz, sie mußten mit leeren Körben wieder umkehren. Bei dem Einen waren alle in der Stadt, nur die Kinder, die neugierig durch die papierverklebten Fenster die unheimlichen Gestalten beguckten, waren zu Hause — und jener wies sie ganz trocken ab. Der arme Cölestin! Ihm allein wurde die Schuld gegeben. Bruder Andreas war in der schlechtesten Laune. Sein grauer Namensbruder fühlte eine geheime Freude, weil er nichts zu tragen hatte, doch er jubelte zu früh. Sie zogen langsam den steinigen, baumlosen Weg dahin. Andreas brummte und murrte, Cölestin suchte vergeblich den Ausweg aus dem Labyrinth seiner Gedanken — — —

In diesem Augenblick blähte der Frosch mit dem Kanarienvogelschnabel auf dem Bilde in des Priors Zelle seinen weißen Kopf mächtig auf, so wie's die Frösche thun, die sich nach einem warmen Frühlingsregen am Rande des Teiches sonnen. Der Prior freilich merkte nichts davon, er war zu sehr vertieft in sein Brevier.

Unsere Pilger erreichten endlich den Kamm des Gebirges. Dort wuchsen einzelne Bäume und Sträucher. Sie gedachten hier ein wenig zu rasten, der Weg und die Hitze hatten sie ermüdet. Doch welch' Wunder! In dem Schatten eines

Baumes lag, die Stirne der Erde zugekehrt, ein Mann in zerrissenen Kleidern. Er schlief oder war tot. Ihm zur Seite lag eine Flöte.

Bruder Andreas murmelte etwas von Spitzbuben aller Art und wollte weiter ziehen, just wie der Levit im Evangelium, aber der gutherzige Cölestin behauptete, es sei ihre Pflicht, sich des Ärmsten anzunehmen, der vielleicht im Sterben lag. Es entstand ein Streit, aus welchem Andreas der Graue den bessern Vorteil zog — er legte sich frank und frei im Schatten des Gebüsches nieder und beschnupperte einen hohen, blaublühenden Dornenstrauch. Bruder Andreas widerstrebte lange, er wies darauf hin, daß man bedachtsam sein müsse, da ja möglicherweise Gott weiß wem Hilfe geboten würde. Zu seiner größten Überraschung jedoch betonte Cölestin ganz energisch, der Arme müßte auf den Esel gehoben und zur Pflege in das Kloster geführt werden. Der Unbekannte regte sich, drehte sich plötzlich um und öffnete, schmerzlich stöhnend, die Augen. Gewiß, er führte einen schweren Kampf mit Krankheit oder Tod. Cölestin beugte sich zu ihm nieder und betrachtete sein Gesicht. Ein ganz gewöhnliches Antlitz ohne besondern Ausdruck! „Ein Musikant! Ein Faulenzer, wie deren Tausende im Gebirge wandeln!“ brummte Andreas.

Unter fortwährendem Widerspruch seinerseits und großer Überredungskunst nebst gleichzeitiger Anführung von Beispielen christlicher Liebe anderseits, hoben beide den Unbekannten auf den Esel, banden ihn fest und die Karawane setzte sich gegen das Kloster zu in Bewegung, welches auf dem gegenüberliegenden Berggipfel aus dem Nebel hervorragte, als wär' es neugierig, zu erfahren, welche reichen Gaben Cölestin mit sich bringe.

„Eine schöne Bescherung!“ brummte Bruder Andreas.

Cölestin hob die Flöte auf. Er hatte solch' ein Instrument noch nie gesehen; er lachte, offenbar gefiel ihm diese schwarze Pfeife. Er verbarg sie auf der Brust, aber Andreas

sprang wild auf ihn zu und bedeutete ihm, die Flöte müsse dem Prior oder richtiger dem Kloster übergeben werden als Ersatz für die Auslagen, welche die Pflege oder der Tod und das Begräbnis des Unbekannten verursachen würden. Um den Streit zu endigen, steckte Cölestin die Flöte dem Unbekannten, der, die Augen öffnend, von Zeit zu Zeit schmerzlich stöhnte, in die Brusttasche seines zerfetzten Rockes.

Auf der Terrasse des Klosters versammelten sich indessen alle Brüder mit dem Prior an der Spitze, sehnsuchtsvoll die Rückkehr der beiden Andreas erwartend. Die Lebensmittel waren beinahe ausgegangen und mehr als je fühlten die Brüder das Bedürfnis, vor gefüllten Bechern und Schüsseln in dem hellerleuchteten Refektorium zu sitzen. Doch welche Enttäuschung! In das Thor trat brummend Andreas Nummer eins, Andreas Nummer zwei trug auf seinem Rücken einen fremden Mann — wohl einen betrunkenen Gauner, war die allgemeine Ansicht — und zuletzt kam Cölestin mit gesenktem Haupte, gefalteten Händen, scheu, wie ein Schuldiger, der vor seine Richter tritt.

Abermaliges Staunen, Ärgern und Klagen! Keine Nahrungsmittel! Kein Rauchfleisch, welches Bruder Kleofas so gerne aß, keine Artischocken, für welche Bruder Zeno schwärmte, nicht einmal eine einzige Melone, nach denen Bruder Sulpicius so lüstern war. An Stelle des versprochenen Mahles ein Bettler, ein Lump in zerrissenem Kleide. O, Cölestin, was hast du angerichtet!

Der Prior besänftigte mit strengem Blicke den Unmut der Brüder und mit noch strengerem Ausdruck im Antlitz sprach er den bebenden Cölestin an: „Wen bringst du da, mein Sohn?"

„Jesus Christus!" antwortete dieser und erhob seine himmelblauen Augen zum Prior.

Lachen erscholl von allen Seiten.

„Er faselt! — So etwas war zu erwarten! — Er lacht uns noch aus!" — So tönte es im Kreise umher.

„Lästre nicht mein Sohn!“ rief der erbitterte Prior.

„Ich lästre nicht, Vater, und wiederhole: Ich bringe Jesus Christus mit. Sprach er nicht selbst: Was ihr dem Geringsten unter den Menschen thut, das habt ihr mir gethan. Und siehe, Vater! Dieser Arme lag auf dem steinigen Wege, hilflos, schmerzgepeinigt im Sonnenbrande. Sandte uns nicht Gott selbst in seiner ewigen Barmherzigkeit zu ihm, seine Qualen zu lindern? Ja, Vater, sollt' ich noch größerer Lästerung schuldig sein, ich sage, nur deshalb blieben uns überall die Thüren verschlossen, damit wir diesen Sterbenden hierher bringen konnten. Waren unsere Körbe mit Lebensmitteln gefüllt, nicht hätten wir helfen können, so aber fügte alles weise die Vorsehung.“

Ein leises Murmeln durchflog die Reihe der Mönche. Der Prior selbst war beinahe überzeugt. Nach einigen Augenblicken sprach er: „Mein Sohn, nach dem Gebote der Nächstenliebe hast du wohl gethan, aber die Schrift sagt auch: Seid vorsichtig, wie die Schlangen. Ist's nicht möglich, daß dieser hier sich nur verstellt? Wer weiß, ob er nicht irgend ein Abenteurer ist, der unser Kloster ausspähen will, um später mit seinen Spießgesellen uns zu überfallen, in unserer Armut zu berauben! Allein was nützen Bedenken, da es nun einmal geschehen! Doch deine Strafe sei: weil du ohne meinen Willen und Rat gehandelt, sollst du deinen Findling in seiner Krankheit selbst pflegen. Brüder, kommt zur Hora!“

Es war das heute eine traurige, verdrießliche Feier! Dem vorsingenden Bruder Zeno mengten sich unaufhörlich Artischocken in lieblich duftendem Öl ins Brevier, Bruder Sulpicius fürchtete sich zum Altar den Blick zu erheben, er sah überall märchenhafte, goldene Melonen und der gute Kleofas vermeinte statt Weihrauch nur Rauchfleisch zu riechen. Und wie traurig war das Abendessen! Nur vertrocknetes Brot, Rüben und alter, grünlicher Käse! Und an allem trug Cölestin die Schuld.

Kaum war das traurige Mahl beendet, verkündigte der Bruder Koch das Hinscheiden des Fremdlings. Neues Entsetzen, ein neuer Regen von Vorwürfen wider Cölestin. Auch der Prior vermochte nicht mehr an sich zu halten und brummte, in seine Zelle schreitend, halblaut: „Nur Auslagen, unnütze Auslagen!"

Bruder Cölestin war bis zu dessen letztem Atemzuge bei dem Sterbenden geblieben. Kaum, daß er dem Fremdling die Augen zugedrückt, bemächtigte sich seiner ein seltsames Gefühl — ihm war, als wollte er einen Diebstahl am Heiligsten begehen. Mit zitternder Hand betastete er den mehr und mehr erkaltenden Körper des Toten — endlich fand er, was er suchte und hätte beinahe laut aufgejubelt, als er aus der Brusttasche des Fremden die alte Flöte zog. Gleich einem kostbaren Schatz versteckte er sie an seiner Brust.

Den ganzen Tag ging er wie betäubt umher.

Die Mönche bestatteten inzwischen den Fremden an der Klostermauer.

Aber statt der Gebete sandten sie ihm einige unfreundliche Bemerkungen nebst der Hand voll Erde nach ins Grab.

Es war ein duftiger Sommerabend.

Cölestin stand an dem Fenster seiner engen Zelle und schaute zu den Bergen hinüber. Seine ganze Seele öffnete sich wie eine Wunderblume.

Nie hatte seine Hand eine Flöte gehalten — er zog sie neugierig hervor, betrachtete sie, wie ein Kind sein neues Spielzeug, und versuchte dann, herzlich ungeschickt, sie an die Lippen zu legen und die Finger auf den Öffnungen zu heben und zu senken. Er wagte, seinen Atem in ihre Höhlung zu hauchen. Und siehe! Ein reiner, weicher Ton entquoll der Flöte und strömte durch die Abendluft, jetzt langsam, als wollt' er verweilen, nun wieder starb er dahin, in sanftem Verklingen stiller und schwächer werdend — es war, als ließe der Schwan auf dem Teiche sein Lied erschallen.

Cölestin verwunderte sich und wiederholte seinen Versuch.

Diesmal mutiger, mächtiger. Klang der erste Ton wie eine stille Klage, dieser tönte wie ein Vorwurf, er vertönte nicht allmählich, sondern endete mit einem scharfen Pfiff.

In seiner Naivetät meinte Cölestin, das könne nicht anders sein, die ganze Kunst bestehe in dem Einblasen des Atems in die Flöte, sie selbst besorge das übrige und darum blies er tapfer zu.

Das war eine seltsame Melodie!

Die ganze Poesie des wonnigen Abends erschaute sich in den Wellen dieser mystischen Musik. Als ob die Abendröte sich um diese Töne verbreitete! Um diese Töne, die in rührender Elegie zusammenflossen, zitterten, wie die Ranken der Winde, die aus dem Klostergarten zwischen wildem Hopfen längs der Mauer emporstrebte und deren große, buntfarbige Blüten durch das Gitter in die dunkle Zelle winkten! Als ob am Rande jeder Blüte eine ätherische Elfe säße, weißer als Elfenbein, durchsichtiger, wie Nebel! Und jede schien mit dem goldenen Köpfchen im Takte zu nicken und, der Schwester der anderen Blüte die Hand reichend, sich auf den nachbarlichen Kelch im berückenden Tanze zu schwingen, gleich, als wiegten sich tausend bunte Falter in den Blüten. Der Himmel rückte näher, die Berge wurden höher und ernster. Der Bach, sich durch die Felsenwände windend, rauschte wie im Traume und die finstern Felsen, gleich alten Hütern seinen Lauf bewachend, spiegelten sich in dem goldenen Sande und neigten sich tiefer — die Wacholderbeersträucher leuchteten im seltsamen, smaragdenen Grün. Und jeder Ton — als ob er seinen Bruder fände! Dieser in den Farben der Abendwolken, jener in dem Silberglanz der Wellen, der wieder im veilchenblauen Schatten des fernen Gebirges! jeder Ton verdoppelte sich durch seinen Nachklang, der sich in den Rissen des alten Klostergemäuers niederließ oder, längs der bunten Fenster der Kapelle irrend, über die Gräber des Klosterfriedhofes tanzte — — — Und Cölestin spielte weiter, weiter.

Ihm deuchte, als wiche durch diese Musik alles von ihm,

was ihn bedrücke, quäle und schmerze. Es war ihm zu Mute, wie an dem Morgen, da er zum erstenmale ausgezogen in die Berge, aber er fühlte sich freier, wie der Adler, den er damals beneidete, glücklicher als die Cyklame, in deren schlankem Kelche er seine Seele gefunden. Er spielte und sah nach den Bergen hin, hinter welchen die Sonne in zaubervoller Glorie versank. Die Landschaft vor ihm zerfloß in breite, farbenschimmernde, leuchtende Streifen, der Bach schien aus seiner Schlucht emporzusteigen und warf in sein Fenster einen Regen von Onixen, Perlen und Rubinen. Die Abendröte glich einem Meere, die Blüten der Winde wuchsen in krystallnen Amforen, nackte Odaliskenleiber und Sylphiden erhoben sich aus ihnen und wiegten sich in verführerischen Gruppen. Allüberall tönten scharfe, gedehnte, melodische und bizarre, stöhnende, stürmische, flehende Töne, wie Perlen eines Mairegens im dichten, vollerblühten, in berauschenden Duft getauchten Jasminwald.

Und Cölestin spielte weiter, weiter — die Flut der Phantasien schloß sich über seinem Haupte, wie die Flut über dem Ertrunkenen — etwas unendlich Süßes lag in diesem Wirbel für ihn, wie Zimbelklang und Schellengeläute. Allmählich ward alles still und stiller, nur in sein Fenster blickte mit ihren Sternenaugen die thauvolle, wunderbare Nacht.

Auf der Schwelle stand, wie versteinert, Bruder Kleofas. Die Flöte entfiel der Hand Cölestins und Kleofas meldete mit schwankender Stimme den Befehl des Priors: „Cölestin möge sogleich im Speisesaal erscheinen und die Flöte mitbringen!“

Ein förmliches Verhör folgte. Cölestin hatte, in sein Spiel vertieft, ganz die Abendhora vergessen, und was noch schlimmer, durch diese Satansmusik, wie sich der Prior ausdrückte, die Andacht der andern gestört. Die Brüder, ohnehin schon gegen Cölestin erbittert, erwarteten mit Schadenfreude den Ausspruch des Priors. Der war anfangs der Meinung, Cölestin verstehe die Flöte zu spielen, doch dieser

gestand aufrichtig, vorher nie eine Flöte gekannt zu haben und glaubte, einer anderen Mühe, als des Hineinblasens bedürfe es nicht. Der Brüder stürmisches Lachen ward ihm zur Antwort. Die Mehrzahl hielt ihn für einen Heuchler, andere glaubten seiner Naivetät, aber ahnten, daß hier übernatürliche Dinge im Spiele seien. Der Prior erwog lange. Das aufrichtige Antlitz Cölestins entwaffnete ihn vollends. Das Ende war, daß der Prior die Flöte als Eigentum des Klosters bezeichnete und sie Bruder Kleofas mit dem strengen Befehle in Obhut gab, sie niemand auszufolgen, am wenigsten an Cölestin, den er inzwischen fortgesendet hatte.

Cölestin verbrachte eine schlaflose Nacht. Unaufhörlich tönte ihm jene berauschende Musik ins Ohr. Der nächste Tag war düster und nebelvoll. Cölestin war zu Mute, wie Leuten, die eine nächtliche Orgie durchschwelgt haben. Er fühlte eine furchtbare Leere in seiner Seele, er kam sich in der Kirche und seiner Zelle vor wie ein Fremdling. Unnennbare Sehnsucht durchglühte ihn, er fürchtete sich, sie auszusprechen und doch war er sich bewußt, daß ihm nach der Flöte bangte.

Wieder kam der Abend, diesmal düster und unfreundlich. Die Berge hüllten sich, trauernden Witwen gleich, in ihre Nebelschleier.

Cölestin schritt mit gekreuzten Armen in seiner Zelle auf und ab. Ein Gedanke nur lebte in ihm, marterte ihn mit höllischem Feuer.

Die Flöte! Nur die Flöte!

Da vernahm er leises Pochen an der Thüre. Er öffnete, in dem halbdunklen Gange stand einer der Brüder. Zu dunkel war's, als daß er die Gesichtszüge hätte unterscheiden können, aber die Gestalt ähnelte dem Bruder Kleofas.

„Soll ich wieder zum Prior kommen?“ fragte der überraschte Cölestin.

Der Mönch legte, statt zu antworten, den Finger an die Lippen und zog aus seinem Habit — die Flöte hervor. Was

konnt' es anderes sein und wer anders konnt' es sein, als Kleofas, der Bewahrer der Flöte, der große Verehrer geräucherten Fleisches.

„Kleofas! Bruder!" jauchzte Cölestin. „Also doch einer, der Mitleid für mich empfindet, jemand, der meiner nicht vergessen, ja um meinetwillen den Zorn des Priors und der Brüder auf sich zu lenken bereit ist! Ich danke dir, Bruder — ich dachte immer, du wärest mein Feind, verzeihe, Bruder, verzeihe! O, welches Glück, meine Flöte!"

Er streckte die Hand aus nach dem seltsamen Instrumente.

Der Mönch bedeutete ihm durch Zeichen, stille zu sein und reichte ihm die Flöte hin. Noch ehe Cölestin danken konnte, war er im Dunkel der Halle verschwunden.

Der gute Cölestin hatte in seiner Aufregung vergessen, daß die Brüder längst schon im Chor versammelt waren. Er lebte in dem Glauben, daß nur Kleofas jener schweigsame Mönch gewesen sein konnte. Nichts fand Raum in seinem Gehirn, als der Gedanke an seine Flöte.

Er trat ans Fenster und spielte.

Die Melodie war traurig und elegisch, als ob sie mit der Laune des Abends harmoniere. Unterdrückte Seufzer, verhaltene Thränen wogten durch sie in vollem Strome, Millionen Nachtigallen klagten darin ihren Schmerz. Plötzlich verwandelte sich die Musik in den wilden Reigen des Karnevals, in den Jubel wüster Orgien, in das Lachen des Wahnsinns. Ich weiß nicht, wie lange Cölestin spielte, aber diesmal war es wirklich Kleofas, der, wütend wie ein Tiger, ihn vor den Richterstuhl des Priors trieb. Die Sache war mehr als rätselhaft. Kleofas behauptete, seine Zelle versperrt und die Flöte an der Wand befestigt zu haben, ehe er sich zur Hora begab. So bezeugten auch die Brüder und der Prior selbst hatte ja Kleofas in der Kirche gesehen. Cölestin blieb dabei, von Kleofas selbst die Flöte wieder erhalten zu haben. Die Schuld blieb schließlich an Cölestin haften, niemand schenkte ihm Glauben. Kleofas ward ja von jedermann,

Cölestin von niemand gesehen. Welch' ein grauenerfülltes Staunen bemächtigte sich jedoch aller, als sie sich in die Zelle Kleofas' verfügten und dort die Flöte an der Wand erblickten!

Sie blieben starr vor Entsetzen. Der Prior legte die Hand auf die Stirne, als suchte er dort irgend einen vernünftigen Gedanken, die Brüder blickten einander an, als wären sie vom Monde herabgefallen und Cölestin harrte ängstlich dessen, was da kommen werde. Der Prior nahm die Flöte von der Wand und trug sie in sein Zimmer. Cölestin wurde von zwei Brüdern in das Klostergefängnis geführt, wo er so lange bei Wasser und Brot entfernt von allen Lebendigen weilen sollte, bis er eingestand, wie die Flöte in seinen Besitz gekommen, wo er spielen gelernt und damit er büße für seinen Ungehorsam und seine Unachtsamkeit im Dienste der Kirche.

Die Nacht brach an. Cölestin wußte es nicht. Die Kammer unter dem Dache, welche als Klostergefängnis diente, hüllte immerwährende Finsternis ein. Das einzige, dicht vergitterte Fenster befand sich unmittelbar unter der Dachrinne. Die Thür ward geöffnet, im Halbdunkel erschien Bruder Kleofas. Er stellte, mürrisch etwas in den Bart brummend, einen wassergefüllten Krug und ein Stück Brot zum Lager Cölestins, befestigte ein kleines, irdenes Lämpchen an der unbemalten Wand und wandte sich zum Gehen. Cölestin versuchte ihn anzusprechen, aber er schlug schweigend die Thür hinter sich zu und drehte den Schlüssel um. Der bedauernswerte Cölestin war wieder allein.

Er warf sich auf das armselige Lager um zu schlafen. Vergebliches Beginnen! Fieberhafte Erscheinungen zeigten sich seinem Blick, seine Schläfen glühten, die Augen schlossen sich wie bleibeschwert, aber der Schlaf blieb diesmal taub und unbarmherzig.

Die Stunden zogen langsam dahin.

„Welch' ein elendes Leben!“ dachte Cölestin. „Wär' es nicht besser, zu sterben.“

Er begann über den Tod nachzudenken. Das Sterben deuchte ihm leicht und süß.

Das flackernde Licht des Lämpchens versendete durch den kleinen Raum Qualm und Rauch, der Schatten des Fenstergitters zitterte über den Fußboden hin und dehnte sich bis in die Stubenwinkel. Cölestin sah, wie sich der Schatten an der Thür verdichtete. War es Täuschung? Er rieb sich die Augen, um besser zu sehen. Die Schatten wuchsen zu einer Gestalt empor, die seinem Körper näherkam. Gehüllt war sie in braunes, faltenreiches Gewand von eigentümlichem Schnitt. Das länglich-magere, gelbe Antlitz glich altem Pergamente in der Klosterbibliothek. Die Erscheinung nahte sich mit großen, geräuschlosen Schritten. Cölestin blickte unverwandt dies gespenstige Wesen an, er fühlte nicht das leiseste Grauen. Nun stand ihm der fremde Gast gegenüber und schaute ihm mit den grünfunkelnden Augen ins Gesicht.

„Du bist Satan!“ sprach ruhig Cölestin, ohne sein Auge abzuwenden.

„Vielleicht irrst du nicht,“ erwiderte der Fremde mit heiserem Tone.

Lange blieb es still.

„O, welchen Schmerz bereitet das Leben!“ seufzte zur Decke aufschauend, Cölestin.

„Schmerz?“ lachte der seltsame Gast, „du kennst es ja gar nicht, mein Knabe! Schmerz! Das alte Lied aller Kinder und Tauchenichtse! Das Leben ist ein leerer Begriff und darauf kommt es an, wie du ihn ausfüllst. Deine Schuld ist's, wenn es dir Schmerz bereitet.“

„Wie? Ich sollte das Leben nicht kennen?“ ereiferte sich Cölestin. „Was sind denn unsere Entsagung, Kämpfe, Träume —“

„Entsagung, Kämpfe, Träume, aber niemals das Leben!“ höhnte Satan. „Du hast eine Ahnung desselben, du Kind mit der Sehnsucht eines Riesen und dem Überdruß eines Greises im Herzen.“

„Und warum kenne ich das Leben nicht?“ fragte zögernd der Mönch.

„Weil du das Weib nicht kennst!“ erwiderte Satan, heiser lachend.

„Das Weib?“ wiederholte Cölestin, wie im Traume; „hab' ich nicht eine Mutter besessen, eine gute, engelgleiche Mutter — —“

„Von der Mutter sprich nicht!“ fiel ihm Satan ins Wort. „Die Mutter ist Seele, Gottheit — wenn du willst, verkörperte Gottheit, aber nicht das Weib, welches Körper ist und welches du nie gekannt. Du bist sehr unschuldig, liebes Kind.“

Eine Regung tiefen Mitleids durchzitterte die letzten Worte Satans.

„Und was kann das Weib zu meinem Glücke beitragen? Ich wäre glücklich, dürfte ich die Natur durchschweifen, mit den Ziegen die Berge erklimmen, mit dem Adler die Lüfte durchfliegen, wohnen in den Blütenkelchen und —“

„Ein Narr bleiben, wie bisher,“ unterbrach ihn der Fremde. „Nein, du weißt wahrlich nicht, was ein Weib ist! Du weißt nicht, daß das Weib die Natur ist, die ganze Natur, die personifizierte Ewigkeit, daß in der Seele des Weibes ein Strahl des Edens glüht und in seinem Leibe eine ganze Hölle von Flammen! Du bettest deine unreifen Träume noch in Sterne, Blüten, Vogelschwingen, aber nicht dort, wo sie hingehören, woher sie kommen, wohin sie streben, an der Brust des Weibes, diesem Altar der wahren Göttlichkeit, dieser einzigen Opferstätte der Versöhnung. Du weißt nicht, daß deine Seele selbst ein Weib, daß die Natur ein Weib, der Tod ein Weib, ja die Mutter des Alls, die Ewigkeit, ein Weib ist: Du hast entsagt dem Weibe und darum bist du ein Kind mit der Sehnsucht eines Riesen und dem Überdruß eines Greises im Herzen. Wie bedaure ich dich!“

Dem jungen Priester traten Thränen in die Augen.

„Wohlan denn, lehre mich das Weib kennen und nimm

mein Leben dafür, meine Seele und Erlösung!" So rief er und beugte vor dem unheimlichen Gaste seine Kniee. Der aber lachte und schritt näher. „Zu was diese Blendlaterne?" Mit diesen Worten verlöschte er das Lämpchen, trat ans Fenster und fuhr mit seiner Hand durch die Luft. Wie ein weißer Seidenfaden glänzte etwas von draußen durch das Fenstergitter, verwandelte sich in einen silbernen Strahl und schwebte im Nu zwischen dem Gitter als hellleuchtender Stern, der seine Strahlen nach allen Seiten ergoß. Die Stube füllte sich mit gelblichem, schweflichtem Scheine, der allmählich in verschiedenen Farben spielte. Satan griff an seine Brust und zog drei schwarze, runde Holzstücke hervor, die er begann zusammenzusetzen.

„Meine Flöte!" rief Cölestin und sprang vom Lager auf.

„Ja, deine Seele!" hohnlachte Satan. „So bleibe doch nur liegen, du hast nicht nötig, dich zu ermüden."

Cölestin gehorchte und hüllte sich in seine Decke. Der Satan brachte die Flöte an seine Lippen. Kaum ertönten die ersten Klänge, da fiel die schwarze Gewandung ab von ihm. Am Rande des Lagers saß ein nackter Koloß, dessen riesenhafte Glieder zwei Fledermausflügel umhüllten, die von den mächtigen Schultern herabhingen, wie zwei schwarze Fahnen. Er spielte und nickte dazu mit dem finstern Haupte. — Die Töne klangen bizarr, falsch, unkünstlerisch; es fehlte dieser Musik an Melodie, und Cölestin war's, als fiele ein flammender Regen glühender Kohlen auf seine Schläfen nieder. Die Töne erklangen stets schärfer, durchdringender wie Nadeln. Cölestin beschlich geheimes Grausen, er zog die Decke über seinen Kopf. Da dehnte sich etwas Nebelgleiches über ihn und legte sich beklemmend auf seine Gestalt. Seltsame, mannigfaltige Bilder tauchten auf. Er sah Städte mit eigentümlichen Türmen und Häusern, dichte Wälder und sandige Wüsten, alte Gärten, erfüllt mit Steingerölle, bemoosten Statuen und vertrockneten Brunnen. Es ward Abend, es ward Morgen, es ward Nacht — der Regen endete nicht. Plötzlich fand er

sich in einem wilden, cypressenerfüllten Garten. Im Hintergrunde verloren sich die Türme mittelalterlicher Bauten. Goldener Sand erglänzte auf den breiten Pfaden und die Blüten sternenförmiger Kelche atmeten Sinnlichkeit in die Lüfte. Vor der Fontäne unter den Cypressen stand ein Weib, eine herrliche, mächtige Gestalt. Bekleidet war sie mit schwarzem Sammet, der Hals und die halbentblößte Brust strahlte in elfenbeinerner Weiße und perlenhafter Zartheit. Er streckte sehnend die Arme aus, aber das Weib zerfloß in Nichts, wie Nebeldunst. Rings um ihn dehnte sich wieder Nebel, alles schien zu wachsen, zu zerfließen in gelben, sich immer rascher und rascher drehenden Kreisen. In diese hinab fuhr der Strahl, welcher bisher zwischen dem Gitter schwebte und warf lange, jasminblaue und smaragdene Strahlen — er drehte sich und verwandelte sich plötzlich in einen wunderbaren Frauenleib, umflossen von silbernem Nebel wie von durchsichtigem Musselin. Das war sie, der Traum seiner schlafenden Seele, sie war es wieder, die er unter den Cypressen erschaut. Sie neigte sich zu ihm. Er sah ihre Schönheit, er fühlte ihren heißen Atem — nicht sah er Satan, der in beständig schnellerem Takte mit dem Kopfe nickte — er sah sie, nur sie! Brennende Thränen flossen über seine Wangen — wie im Taumel schwankte sein Haupt — schon breitete er seine Arme nach ihr aus — — — doch — in dem Augenblick, als er an seinem Herzen das ihrige schlagen fühlte, enteilte sie zum Fenster und, in den Strahlen des Mondes tanzend, lockte sie ihn, ihr nachzufolgen. Er erhob sich trunken vom Lager — das Gitter fiel klirrend in den Staub — hinaus trieb es ihn, auf dem Rauchfang des Klosters saß der Teufel, die Flöte blasend, und vor ihm schwebte im Zauber der Sommernacht der Traum seiner Seele — jenes zaubervolle Weib — — —

Er mußte ihr nach. Ein seltsamer Weg über die Dächer. Voran Satan, die Flöte blasend, dann sie, vom rosigen Nebel eingehüllt, aus dem Rosen, Epheu, Hopfen, Glockenblumen, Genzianen und Rhododendren kettenartig fielen, um ihre Haare

sich wanden, um ihre schneeigen, schlanken Glieder — dann Cölestin mit geschlossenen Augen, ausgestreckten Armen, wilde, flammende Sehnsucht im Herzen, wilde, flammende Liebe in der Seele. Der Mond tanzte vor ihnen her und warf seine Strahlen wie Fäden unter ihre Füße. Die Sterne wiegten sich in phosphornem Glanze und der Kamm des Klosterdaches sträubte sich unter ihren Schritten, wie der Rücken eines fabelhaften, vorsündflutlichen Ungeheuers . . . Wo das Dach eine Biegung machte, sprang ein großer, schwarzer Kater hervor, seine Augen leuchteten wie zwei Rubinen, dem sammetnen Felle entsprangen elektrische Funken . . . Das Kloster blieb zurück, sie eilten jetzt nur auf den Mondenstrahlen dahin. Die Bäume unten standen längs der Wege wie verhüllte riesenhafte Gespenster. Aus ihren Wipfeln erhob sich zuweilen ein Rabe, schauerlich krächzend, mit ausgebreiteten Flügeln. Unter ihnen schimmerten blaue Flämmchen, über den Schlamm hin tanzten verlockende Irrlichter, wie niedergefallene Sterne, am Uferrand saßen Kröten, deren smaragdartige Haut in fahlem Lichte erglänzte. Die Luft verdichtete sich — der Mond tauchte im Nebel unter, sie zogen jetzt dahin über den Kamm der Berge — die Flötentöne verstummten. Vor einem Abgrund standen sie nun, in dessen bodenlosen Schlund das Weib mit dem bezaubernden Lächeln auf einem matten Mondenstrahl hinabfuhr — und verschwand. Droben auf der Spitze des gigantischen Felsens saß Satan — die Flöte legte er beiseite und brach in ein weithin tönendes, lautes, schauerliches Lachen aus. Cölestin öffnete die Augen. Ringsumher war alles in Finsternis getaucht.

„Gieb mir die Flöte!“ donnerte er Satan zu, „gieb mir die Flöte, damit ich aus dem Abgrund das strahlende Antlitz hervorzaubere!“

Ein gellendes Hohnlachen antwortete ihm.

„Gieb mir die Flöte und nimm meine Seele!“

Das Lachen ertönte abermals.

Da stürzte sich Cölestin in wildem Zorn auf Satan, ihm

die Flöte zu entreißen. Der aber umarmte ihn und bedeckte ihn mit seinen gewaltigen Flügeln. Sie sanken beide langsam zur Erde nieder. Cölestin wachte nicht wieder auf.

Mit Entsetzen erschauten die Brüder am Morgen das zerbrochene Gitter im Klostergefängnis. Von Cölestin fanden sie keine Spur. Das Entsetzen des Priors vermehrte sich, als er die Flöte vermißte, die er ja gestern selbst unter das Bild des heiligen Antonius gelegt. Als er die Flöte suchte und das Bild zufällig ansah, da bemerkte er zum erstenmale, wie in den Augen des grünen Frosches die rote Flamme boshaften Hohnes leuchtete und der weiße Kropf sich blähte. Noch am selben Tage entfernte er das Bild aus seiner Zelle. Lange Zeit wurde von den Brüdern das geheimnisvolle Ereignis besprochen, allmählich aber vergaß man dessen, wie ja im Laufe der Zeit immer vergessen wird.

Wieder einmal machte Bruder Andreas mit seinem Kollegen eine Ausfahrt um Lebensmittel einzuholen. Freundlich bewillkommnet und bewirtet von den gutmütigen Gebirgsbewohnern, trank er mehr Wein, als sich ziemte — ich bitt' euch, bei solcher Hitze! Es war schon spät, als er mit reicher Ladung sich auf den Heimweg zum Kloster machte, wo ihn, wie immer, die Brüder ungeduldig erwarteten. Aber diesmal hatten Bacchus und Morpheus den guten Andreas in ihre Obhut genommen. Seinen Esel antreibend, verirrte er sich im Halbdunkel und ließ sich von seinem Namensbruder, dessen Ortskenntnissen sich anvertrauend, fortziehen in irgend eine Schlucht, in welcher er vor Müdigkeit und Weindunst sanft einschlief. Selbstverständlich folgte sein treuer Gefährte dem erhabenen Beispiele.

Aber am Morgen! Die scharfe Luft erweckte den Schläfer und zerstreute die Nebel seines Hirnes. Sich die Augen reibend, schaute er um sich her. Ewiger Gott, mit wem hatte er hier übernachtet! Wenige Schritte von ihm lag ein Mann, das Antlitz zur Erde gekehrt, im halbverfaultem Habit seines Ordens — es war schon mehr das Gerippe eines Mannes,

zerstört vom Raubwild, Regen, Wind und der Zeit. Das Antlitz unkenntlich, beschmutzt durch Erde und vertrocknetes Blut. In kurzer Entfernung lag eine — Flöte! Andreas schrie laut auf vor Entsetzen. Er hieb auf seinen Kollegen kräftig ein und trieb ihn schleunigst auf die schwindelnde Bergeshöhe, nie wagte er, sich umzusehen und beständig machte er das Zeichen des Kreuzes.

Dem Prior log er vor, daß er bei einem Bauern übernachtet hätte. Ob er je sein nächtliches Abenteuer irgend einer menschlichen Seele erzählte — davon ist mir nichts bekannt worden. —

Der Veilchenstrauß.

„. . . Und diese ungewöhnliche Erscheinung wiederholt sich unaufhörlich. Gleich einer Riesenwoge wälzt sich der menschliche Fortschritt vorwärts, wächst, erstarkt, schon ist er seinem Ziele nahe, da, plötzlich, wie gebrochen durch eine seltsame Macht, kehrt die Welle zurück, bricht zusammen und ohnmächtig zerschäumt sie an dem Fuße der himmelanragenden Felsen. Das ist die Zeit der Reaktion in ganzen Schichten, in der ganzen Gesellschaft, welche wie geschwächt und ermattet in fieberhafter Aufregung harrt und durch den Mund der Dichter und Weisen fragt; Was nun? Natürlich ist es, daß sich Vieler, die schwach sind, Selbstmordgedanken bemächtigen, ja, zuweilen verschlingt dieser Paroxismus ganze Nationen, eine ganze Menschheit, wie in meinen Ausführungen zu schildern ich mich schon bemühte. Aber die ewige Arbeit im Schoße der Menschheit, die dem Meere gleicht, endet nie, aus der Tiefe empor ringt sich eine neue Welle und möglich ist's, daß wir, die so gerne all unsere Unvollkommenheit mit der billigen Phrase von der „Übergangszeit“ entschuldigen, Zeugen werden von dem Entstehen einer solchen Welle, welche die

Kulturentwickelung um ein ganzes Jahrhundert vorwärts rückt, um sie in der folgenden, naturgemäßen Reaktion wieder um ein Menschenalter zurückzudrängen. Es entsteht dann freilich die Frage: Wozu die Arbeit! Und doch ist sie nicht vergeblich, etwas bleibt aus jeder solchen Riesenwoge des Fortschrittes zurück, so daß die Reaktion in der Zukunft schwächer und schwächer sein wird. Wir freilich, gewöhnt mit den Jahren zu rechnen, werden, was auf der kosmischen Uhr nach Jahrhunderten gerechnet wird, nicht bemerken. Aber glauben Sie mir, daß dem so ist, ich weiß nicht, wie ich besser die Kulturarbeit der Menschheit charakterisieren könnte, als wenn ich sage, daß sie immer drei Schritte nach vorne thut und zwei zurück." — Der Redner schwieg. Die tiefe Stille, welche seinen Vortrag begleitet hatte, dauerte fort. Niemand glaubte, daß der Vortrag zu Ende sei. So mächtig hielt er das Interesse aller gefesselt und so befremdend war sein Schluß! Erst als sich der Redner lächelnd verneigte und mit der Hand über die hohe Stirn fuhr, auf welche sich eine halbergraute Locke niedersenkte, begriffen die Zuhörer, daß der Vortrag zu Ende und jetzt erst brauste donnernder Beifall durch den Saal.

Der Redner verneigte sich zum zweitenmale, etwas nachlässig, aber dies verlieh seiner ganzen Erscheinung eine besondere Grazie. Er verließ die Rednerbühne und wandte sich zwei Komiteemitgliedern zu, die ihn hinter dem Tischchen erwarteten, auf welchem zwei Lichter standen und das obligate Glas Wasser. Ein Jüngling reichte ihm den Winterrock, ein zweiter Stock und Hut. Der Redner nahm beides und wollte das schmale Gäßchen durchschreiten, welches sich zwischen den Sitzreihen und der Mauer gebildet. Aber der Beifall hörte nicht auf, ja, er steigerte sich, auch Rufe wurden laut. Man rief seinen Namen. Er mußte zurück auf die Rednerbühne. Er fühlte selbst, daß er, eingehüllt in Winterrock und großen Shawl, Hut und Stock in der Hand, sich ganz seltsam da oben ausnehmen müsse. Was konnt er aber thun? Er mußte gehen und wollte dies auch. „Fambri, Kavaliere Fambri! Bravo!"

klang es mächtig durch den Raum, wie Gewitterton. Die Herren schlugen sich die Hände wund, die Damen wehten mit ihren Tüchern und Müffen, es lag etwas Frenetisches in dem Lärm.

Professor Fambri verneigte sich dankend nach allen Seiten. Aus den unbestimmten Formen der Umhüllung ragte sein großes Haupt und zeichnete sich auf dem dunklen Hintergrund des Saales ganz plastisch ab. Ein schönes Haupt mit edlem Profile und ausdrucksvollen Zügen. Es ähnelte ein wenig dem Gesichte des ersten Napoleon. Fambri war ein Sechziger, er rasierte sich, aber färbte nicht sein Haar. Eine längere, ergraute Haarlocke wölbte sich vom rechten Ohre zum linken und ließ so die munumentale Stirne noch schärfer vortreten. Das volle Gesicht war frei von Runzeln. Die lichtblauen Augen spielten in verschiedenen Abstufungen des Glanzes, den Ausdruck oft wechselnd, so daß es schwer war, auf den ersten Anblick hin, ihren eigentlichen Glanz zu erkennen. Eine Mischung von Güte und Ironie kämpften beständig in diesem Antlitz und der es sah, konnte beim besten Willen nicht sofort bestimmen, was in dem Charakter des Professors wohl überwiegen mochte.

Mit dem Kopfe harmonierte die starke Brust, aber der übrige Teil des Körpers und besonders die Füße waren übermäßig klein. Jetzt, da er im langen Winterrock dastand, war dies nicht so empfindlich bemerkbar. Der Professor wußte darum und möglich, daß das eigentümliche Lächeln, mit welchem er sich in die Runde verneigte, seine Verlegenheit maskieren sollte. Endlich stieg er herab und bahnte sich den Weg zur Thüre. Der Beifall tönte fort. Besonders die Damen waren unermüdlich. In den rückwärtigen Reihen stiegen sie auf die Stühle und winkten, als sie nicht mehr anders konnten, selbst mit den Schirmen. Der Professor dankte gar nicht mehr — sein Streben ging nur danach, den Saal verlassen zu können. An der Thüre ereignete sich ein neues Intermezzo. Einige Damen hatten begonnen, sich im Saale anzukleiden, ein Teil

des sich hinausdrängenden Publikums trennte Bekannte von Bekannten, so daß Pelze, Mäntel, Muffe und dergleichen untereinander gerieten — ein anderer Teil, der noch den Professor sehen wollte, drängte sich zwischen die Bänke, auf denen ein ganzer Haufen von Kleidungsstücken ruhte und erhöhte nur den babylonischen Wirrwarr. Der Professor selbst befand sich vor einem Knäuel laut kritisierender Damen und mußte stehen bleiben. Aus der Tiefe des Saales ertönten noch die letzten Beifallssalven. —

„So komm doch schon, Nelly," sprach eine ältere Dame zu einem bleichen, von reichem Pelzwerk umhüllten Mädchen. Die Angesprochene rührte sich nicht vom Platze. Sie stand unmittelbar vor dem Professor und schaute ihm scharf ins Gesicht. Wie ein matter Blitz flammte es auf in ihren Augen und überflog ihr weißes Angesicht. Dann folgte eine fieberhafte Bewegung mit der Hand und ehe sich die alte Dame dessen versah, riß das Mädchen den großen Veilchenstrauß von seinem Busen und warf ihn dem Professor zu, zu dessen Füßen er niederfiel. Der Professor dachte, daß nur ein Zufall im Spiele sei, hob den Strauß vom Boden auf und reichte ihn mit höflichem Lächeln der jungen Dame, aber diese faltete die kleinen Hände und die Bitte, welche in ihrem Auge erglänzte verstand der Professor. Sich tief verneigend, behielt er den Strauß, preßte ihn an die Lippen und entfernte sich, so rasch er konnte, in dem Gedränge. Dies alles war die That eines Augenblicks. Der Professor hatte ein scharfes Auge, ihm war nicht entgangen, daß die ältere Dame die Jüngere rasch beim Arme faßte und der Blick, mit welchem sie das Treiben des Mädchens begleitete, verdroß ihn.

In den Gängen und im Vestibul entstand jetzt ein reges Treiben. Viele Herren erwarteten hier ihre Damen — manche von ihnen hatten keinen Platz mehr im Saale gefunden, andere wieder fühlten kein Interesse für den Vortrag. Die Kutscher riefen die Nummern ihrer Wagen aus, Lakaien und Dienstmädchen warteten mit Schirmen und Mänteln auf ihre Herr=

schaft und suchten sie auf den breiten Treppen oder Gängen ausfindig zu machen. Der Professor sprang in den Wagen mit jugendlicher Geschmeidigkeit, um welche ihn wahrlich der junge Herr des Komitees, der ihn begleitete, beneiden konnte.

Hier und dort wurden über den Vortrag verschiedene kritische Ausrufe hörbar. „Ausgezeichnet! Geistvoll! Genial!" Diese Bemerkungen schwirrten durch die Luft. Ein älterer Herr mit langem, grauen Schnurrbart versah mit jugendlicher Verve für eine ganze Schar junger Mädchen Dienste eines Kavaliers und konnte nicht genug Worte der Anerkennung für den Professor finden. „Ich hörte in Paris viele öffentliche Vorträge, aber selbst Caro ist nicht einmal der Schatten unseres Professors, und Caro, meine lieben Damen, ist der Liebling des schönen Geschlechtes. In Genf hörte ich vor Jahren Kinkel und im Vorjahre in Kopenhagen Brandes, aber glauben Sie mir, Fambri steht keinem von ihnen nach!"

Die Mädchen stimmten eifrig zu, obgleich ersichtlich war, daß die Namen, welche der alte Herr genannt, ihnen völlig fremd waren. Neben der Loge des Portiers standen zwei Komiteemitglieder mit roten Abzeichen, um dort, wo es nötig schien, mit Rat und That zu helfen. Zu denen gesellte sich ein Jüngling von schönem, eleganten Äußern. Er begrüßte sie mit einem leichten Neigen des Kopfes und fragte, wie der Vortrag ausgefallen sei.

„Vortrefflich!" antwortete der Eine.

„Ein wahrer Phönix, dieser Fambri," rief der Zweite.

„Und wo habt ihr, meine Herren, diesen wundervollen, seltenen Vogel entdeckt?" fragte etwas ironisch der Ankömmling.

„Ei, Sie hätten den Vortrag mit anhören sollen, lieber San Giorgi, und sie würden dann anders urteilen. Fambri ist ein bewunderungswürdiger Mann. Ein glücklicher Einfall, ihn zu laden! Welche Reklame für die anderen Vorträge! Die Stadt zählt heut um eine Celebrität mehr."

„Von der bis heute doch niemand etwas gewußt," nergelte San Giorgi. „Wer aber ist dieser Herr?"

„Kavalier Fambri ist Privatgelehrter."

„Bah," fiel San Giorgi in die Rede, „Freund, diese Vögel kennen wir. Aus Heidelberg, nicht? Und warum liest er an der Universität nicht? Heh?"

„Das mögen Sie ihn selber fragen! Schade, daß er bereits fort ist," erwiderte sarkastisch der Freund.

„Fambri erteilt Privatunterricht, er lehrt moderne Sprachen, Kulturgeschichte und Litteratur," sagte das zweite Komiteemitglied.

„In den besten Familien," ergänzte das erste.

„Uns ward er vom Professor Pignotti empfohlen, der selbst vortragen sollte, aber, unerwartet nach Wien zum Ministerium berufen, absagen mußte. Pignotti bemerkte unsere Verlegenheit und gab uns einige Zeilen an Fambri. „Dieser ist der einzige, meine Herren, der mich ersetzen kann," sprach er. Das war gestern der Fall, heute trug Fambri vor und mit sensationellem Erfolge."

„Wie aber ist's möglich, daß solch eine Leuchte der Wissenschaft bis jetzt — — Aber sagt mir lieber, sind meine Damen schon fort?"

„Dort kommen sie gerade, San Giorgi!"

Die beiden Damen, welche wir anläßlich der Veilchenepisode erwähnt, schritten jetzt, als die letzten beinahe, den Sprechenden näher. San Giorgi eilte ihnen entgegen und begleitete sie zum Wagen. Die frohe Laune, mit welcher er sie begrüßt, war plötzlich verschwunden, er hatte bemerkt, daß Nella den Strauß nicht mehr trug, den er, als er die Damen zum Vortrage begleitet, der jungen Schönen gespendet.

„Hab' ich's nicht gesagt, lieber Ludwig," sagte die ältere Dame, währenddessen sie im Wagen Platz nahm und zusah, wie der Jüngling dem Mädchen sorgfältig Pelz und Shawl umlegte — „Nella sollte lieber zu Hause bleiben? Aber das ist nun einmal so — —". Die Dame atmete schwer und tief.

„Ist dir nicht wohl, Nella?" fragte ängstlich besorgt San Giorgi.

„Sie ist furchtbar aufgeregt," fiel die ältere Dame ein, „siehst du denn nicht ihre Augen?"

Und in der That flammten die Augen des Mädchens in dunklem Feuer. Die bleichen, nur vom schwachen Hauch der Röte bedeckten Wangen erhöhten den dämonischen Glanz dieser dunklen, tiefen Augen. Das Mädchen sprach nicht — sie wendete nur nachlässig das Köpfchen und verbarg sich in den Kissen des Wagens und ihrem Pelze.

„Es bleibt nichts übrig, lieber Ludwig," sagte die ältere Dame, „Nella muß sich niederlegen — besuche uns morgen, um dich zu erkundigen, wie ihr Befinden sei."

„Es wird doch nur große Ermüdung sein, liebe Tante, bis morgen früh wird Nella wieder wohlauf sein. Gute Nacht!"

Er grüßte mit dem Hute, beide Damen dankten ihm mit freundlichem Nicken des Hauptes, der Kutscher trieb die Pferde an und bald verschwand die Equipage in dem Nebel des Herbstabends. Der Jüngling blieb einen Augenblick sinnend stehen.

„Entweder verlor sie mein Bouquet — sie ist so zerstreut und unachtsam — oder sie warf es beiseite!" So dachte San Giorgi — an einen dritten, möglichen Fall — daß sie es einem anderen geschenkt — dachte er gar nicht. — —

* * *

Nella mußte wirklich das Zimmer hüten. San Giorgi kam am anderen Tage zum Besuche, aber es war nicht der alte, gesprächige Cousin voll Scherz und Witz, der lebendige Kalender aller städtischen Begebenheiten und Klatschereien. Er saß zwei Stunden an dem Lager Nellas, blieb jedoch schweigsam und zeigte eine mehr gedrückte als verdrießliche Laune. Gleich einem Felsblock lastete das Bouquet auf seinem Herzen. Nella geradenwegs danach zu fragen, schien ihm seiner unwürdig und kleinlich, um so weniger durfte er die Tante befragen. Diese selbst bemerkte sein verändertes Wesen nicht und Nella fiel selbst im Traume nicht ein, daß San

Giorgi sich darüber, daß sie bei der Abfahrt nicht mehr sein zwei Stunden vorher erhaltenes Bouquet besessen, grämen könnte.

Als das Gespräch endlich empfindlich stockte, stand Giorgi auf, nahm seinen Hut und empfahl sich lakonisch.

„Willst du nicht noch einige Augenblicke bleiben, lieber Ludwig?" forderte ihn die Tante auf, „Doktor Pigri wird gleich hier sein, vielleicht sagt er uns —"

„Ich danke, Tante, aber ich kann nicht länger bleiben."

„Ludwig ist es ja ganz gleichgültig, an was ich kranke, Mutter," bemerkte leicht lächelnd das Mädchen, das blasse Antlitz vom Kissen erhebend.

„Aber, Nella, wie thöricht schwatzest du wieder?" ärgerte sich die Tante Giorgis, „aber was hab ich nötig, dich bei Ludwig zu entschuldigen — er kennt schon die Unarten unserer Nelly. Bis ihr vermählt sein werdet, dann mußt du sie von ihnen gründlich heilen."

San Giorgi blieb darauf die Antwort schuldig er stand mit dem Hute in der Hand sinnend in des Zimmers Mitte und er ließ seinen Blick von Mutter zur Tochter schweifen, als dächte er darüber nach, ob all die Mühe wohl die Arbeit lohnen würde.

„Du irrst dich, Mama," begann nach kurzer Pause Nella, jedes Wort besonders betonend, „den Arzt, wenn es überhaupt so weit kommt, werde ich machen müssen."

„Achte nicht auf ihre Phantasiegebilde, lieber Sohn," zürnte die Tante.

„O, nein, Mama, nicht Phantasiegebilde. Ich wiederhole ruhig: Der Arzt werde ich sein müssen, denn es wird mir obliegen, Herrn San Giorgi von der Eifersucht heilen zu müssen — wenn die Mühe sich überhaupt lohnen wird."

„Was sind dies für Reden, Nella?" rief die Tante.

San Giorgi war wie vom Blitze getroffen.

Er fühlte, daß Nella seine geistigen inneren Kämpfe erraten und, was mehr, daß sie gegen ihn aussprach, was er vorhin selbst gedacht. Flog doch just in diesem Momente durch

sein Gehirn der Gedanke: „Ob sich die Mühe bei Nella lohnen würde!“ Und siehe! nun spricht sie dies selbst ohne Zögern aus und mit Bezug auf seine Person. Wie seltsam doch die Frauen sind! San Giorgi schämte sich jetzt seiner kleinlichen Eifersucht, aber er war zugleich sehr stolz und darum antwortete er nicht. Schweigend sich verbeugend, wollte er das Zimmer verlassen. Da trat ein Bedienter ein, auf silberner Tasse seiner Gebieterin eine Visitenkarte darreichend.

„Kavalier Virgilio Fambri!“ las die alte Marquise langsam. „Wer ist dies und was will er?“

Der Diener antwortete: „Ein älterer Herr — er bittet, vorgelassen zu werden.“

Er sagte dies so leise, daß Nella, die sich teilnahmslos abgewendet, gar nicht den Namen gehört.

„Lieber Ludwig,“ sprach die Marquise, „habe du die Güte, diesen Herrn an meiner Statt zu empfangen. Jeden Augenblick muß Dr. Pigri kommen und ich muß dabei sein, wenn er — du weißt doch — thue mir doch den Gefallen,“ fügte sie hinzu, als sie sein Zögern gewahr wurde.

„Aber Tante, ich kenne diesen Herrn gar nicht,“ wehrte San Giorgi ab.

„Es wird sich so nur um Unbedeutendes handeln, vermutlich um eine Sammlung, um ein Konzert zu wohlthätigem Zwecke — also sei so gut —“

Sie winkte dem Diener, den Ankömmling in den Empfangssalon eintreten zu lassen, und San Giorgi, der nicht mehr auszuweichen vermochte, schritt in denselben hinein.

Gleichzeitig mit ihm trat von der anderen Seite Kavalier Fambri in den Salon. Er war in Schwarz gekleidet, im Knopfloche das unvermeidliche Ordensband tragend, in seiner Hand hielt er einen kleinen, in weißes Papier gewickelten Gegenstand.

Er bewegte sich auf dem Parkettboden mit Sicherheit und Eleganz. Ersichtlich war es ihm unangenehm, statt von der Dame des Hauses von einem jungen, unbekannten Mann empfangen zu werden. Sich leicht verneigend, sprach er mit

klangvoller Stimme: „Ich hoffte, daß mir die Ehre zu teil werde, die Frau Marquise begrüßen zu dürfen —“

„Meine Tante ersuchte mich, Sie an ihrer Statt zu empfangen, mein Herr — ich bin der Neffe der Frau Marquise, Marquis Ludwig San Giorgi. Ich bin bevollmächtigt, im Namen der Tante zu sprechen.“

„Meine Angelegenheit wird schnell erledigt sein.“

San Giorgi wies auf einen Stuhl. Fambri nahm Platz und hustete leicht.

„Ich bitte, mein Herr!“

„Bei meinem gestrigen Vortrage, welchen ich zum Besten des städtischen Waisenhauses gehalten, wurde mir eine ungewöhnliche Ehre und Auszeichnung zu teil.“

San Giorgi erinnerte sich erst jetzt. Das also war jener wundersame Phönix, über den er sich gestern unter seinen Freunden ironische Bemerkungen gestattete. Nun, sonderlich geistreich erschien er Giorgi nicht — so wenigstens mochte er denken, indem er auf den Professor seinen Blick forschend richtete.

„Es wurde mir eine ungewöhnliche Ehrung zu teil;“ wiederholte Fambri, „eine junge Dame riß, als ich nach beendigtem Vortrage an ihr vorüberschritt, von ihrem Busen einen Veilchenstrauß los und überreichte mir ihn als Zeichen ihrer Zustimmung zu meinem unverdienten Erfolg. Gerne würde ich diesen Strauß behalten, er sollte mir ein ewiges Andenken fürs Leben sein, denn keine größere Belohnung kann es für den Sterblichen geben, als wenn eine fremde Seele unserer Seele entgegen klingt, doch bemerkte ich, daß die ältere Dame, die Begleiterin des Fräuleins, dieser Ausdruck des Beifalles unangenehm berührte. Dies trübte mein Glück. Ich erkundigte mich noch an demselben Abend, wem ich dies seltene Glück zu danken habe und erlaube mir heute, das Bouquet zurückzustellen; denn ein Geschenk, das den Unwillen der zweiten Person über die Geberin hervorrief, kann nicht zum Segen des Beschenkten werden.“

Nach diesen Worten entfaltete er das weiße Papier, in welchem sich das Veilchenbouquet befand.

Die Veilchen, noch in ihrer ganzen Frische tauchten aus der weißen Umhüllung hervor und erfüllten das Zimmer mit süßatmentem Duft.

San Giorgi mußte lächeln. Er war bewegt — er wollte etwas erwidern — aber Fambri ließ ihn nicht zu Worte kommen, die Veilchen in der Hand haltend, sprach er weiter:

„Ich habe eine Bitte, Herr Marquis. Die junge Dame soll nicht erfahren, daß ich dies Bouquet zurückgegeben, es möchte ihr Feingefühl verletzen, beleidigen. Verfahren Sie mit dem Strauße nach Ihrem Gutdünken, nur das Fräulein soll nichts von seiner Zurückgabe erfahren."

„Dann behalten Sie ihn mein Herr!" sprach San Giorgi.

„Das darf ich nicht," entgegnete der Professor, den Strauß San Giorgi reichend, „er ward mir ohne die Zustimmung der Mutter der jungen Dame gegeben."

„Aber ich sagte Ihnen ja, daß ich in ihrem Namen spreche. Die Tante wollte keineswegs Sie beleidigen; wenn Sie an ihr eine Bewegung der Unzufriedenheit bemerkten, dann galt diese gewiß nur dem auffallenden Benehmen meiner Cousine, aber durchaus nicht Ihrer Person."

„Nur meiner Person galt es, Herr Marquis. Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit. Wir Menschen, die geistiger Arbeit ihre Existenz verdanken, sind mit besonderem Feingefühl bedacht und empfindlich in solchen Dingen."

Fambri erhob sich nach diesen Worten und reichte nochmals mit stummer Verbeugung den Strauß dem jungen Marquis.

Dieser zögerte einen Augenblick, nahm den Strauß, gab ihn aber wieder sogleich dem Professor zurück und sprach mit einer Stimme, welche Spuren tiefer Bewegung verriet.

„Ich kenne meine Tante, sie konnte, sie wollte Sie, mein Herr, nicht beleidigen. Nehmen Sie das Bouquet zurück, ich bitte Sie darum, behalten Sie es zum Andenken. Mir

haben Sie dadurch schon große Freude bereitet, daß Sie mich auf die Spur des von mir vermißten Bouquets geführt haben. Nehmen Sie es jetzt um so eher an, da es nunmehr nicht von Ihrer Verehrerin allein, auch von deren Verlobten gegeben wird."

„Ah, das ist etwas anderes, Herr Marquis," sprach Fambri, sich wieder setzend: „Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit. Nehmen Sie vorerst meinen Glückwunsch. Aber das Alter ist pedantisch, ich muß bei meiner Ansicht bleiben, ich sehe in dieser Sache heller."

„In der Angelegenheit meiner Heirat mit Nella?" fragte verwundert San Giorgi.

„Nein, daß ist nur Ihre Angelegenheit — mir bis heute ja völlig fremd. Aber Sie behaupteten vor einem Augenblicke, daß Ihre Tante mich zu beleidigen durchaus nicht die Absicht haben konnte — darin irrten Sie, daß weiß ich besser."

„Herr Professor — ich kenne meine Tante," ereiferte sich San Giorgi.

„Und ich, Herr Marquis, kenne meine gewesene Verlobte, meine Braut beinahe, noch besser!"

San Giorgi machte ein höchst erstauntes, ja verdutztes Gesicht. Im ersten Moment vermeinte er, Fambri habe den Verstand verloren.

Dieser jedoch saß ruhig in seinem Fauteuil und betrachtete lächelnd das Veilchenbouquet in seiner Hand.

„Haben Sie Zeit und Lust, mich einige Minuten anzuhören?" fragte er endlich den jungen Marquis, und dessen Antwort nicht erst abwartend, fing er an ruhig, mit einem gewissen elegischen Hauch in der Stimme, zu erzählen. Sein Sprechen erweckte das Gefühl, welches uns beschleichen mag, wenn wir in einer alten Galerie die verstaubten Porträts unserer Vorfahren anschauen, oder wenn in einer öden, abgelegenen Straße plötzlich die melancholischen, einfachen Klänge eines alten, halbverstimmten Klaviers an unser Ohr tönen.

„Ich will's Ihnen kurz, so kurz als möglich erzählen,

Herr Marquis. Ich war nicht immer ein Privatgelehrter, ein Professor, wie man mich nennt. Sie sind noch jung und dürften kaum wissen, daß die Familie Fambri zu den vermögendsten gehörte. „Kleiner Adel" nannte man uns freilich, aber der kleine Adel war reich, reicher als die ältesten Familien, welche ich gar nicht zu nennen weiß. Ich war trotz des großen Unterschiedes im Titel doch ein Adeliger; begreiflich also, daß unser Vermögen uns half, den sonst unübersteigbaren Abgrund zu überbrücken, denn der alte Adel brauchte damals Geld. Ich erwähne dies nicht, um das Ideale meiner Beziehungen zu der jungen Gräfin Roccoglia zu verkleinern, aber ich muß davon sprechen, denn von jenem demokratischen Zug, der in unserer heutigen Zeit sich so bemerkbar macht, war in den dreißiger Jahren in den Kreisen unserer Aristokratie noch keine Spur vorhanden. Ich liebte Ihre Frau Tante innig und wir waren etwa so weit miteinander, wie Sie mit Fräulein Nella. Ein unbedeutender Zufall führte uns auseinander."

Der Professor hielt einen Augenblick in seiner Rede inne, es war zu merken, daß er eine innere Erregung bekämpfen mußte.

„Theresita — erlauben Sie, daß ich in meiner Erinnerung Ihre Tante so nenne — Theresita war sehr mißtrauisch und eifersüchtig und ich wieder war, was ich auch heute noch bin, sehr stolz und, was ich heute nicht mehr bin, sehr eingebildet. Damals waren zur Zeit des Faschings Kostümkränzchen in der Mode. Sie wurden nur in engsten Zirkeln abgehalten, jedoch immer vornehm, alles stets bis ins Detail genau, sowohl in der Wahl der Trachten als des Tanzes und der Musik. In einzelnen Häusern trieb man die historische Genauigkeit so weit, daß selbst die Erfrischungen und Getränke in den Pausen nur in Gefäßen herumgereicht wurden, welche nach dem streng historischen Stile dieser oder jener Zeit gearbeitet waren. Einem solchen Kränzchen konnte ich einmal, obgleich es mich interessierte und ich wußte, daß Theresita darüber betrübt sein werde, nicht beiwohnen. Ich war

und bin es heute noch, ein leidenschaftlicher Musikfreund. Wir waren unserer vier, die allwöchentlich zusammenkamen, um gemeinsam bald bei dem einen, dann dem anderen neue musikalische Werke durchzuführen. Das Unglück wollte, daß jenes Rokokokränzchen an demselben Abend stattfand, der uns vier zu unserer musikalischen Unterhaltung berief. Mich lockte Bach, Händel und der damals in größter Blüte seiner Berühmtheit strahlende Chopin. Ich opferte das Kränzchen, begleitete Theresita bis zum Thore des Hauses, wo es stattfand und eilte, ohne ihr zürnendes Antlitz zu beachten, in die Arme der göttlichen Musik.

Es war Februar und eine ungewöhnliche Kälte herrschte damals. Das Konzert wurde diesmal bei einem Freunde veranstaltet, der an dem andern Ende der Stadt wohnte, in dem fünften Stocke eines Hauses in einer seitwärts gelegenen dunkeln Gasse. Ich sagte schon, daß Theresita mißtrauisch und eifersüchtig gewesen. Werden Sie es glauben, daß sie, statt den Tanzsaal zu betreten, an der Schwelle umkehrte und mir nachging? Im leichten Ballkleide, bloß einen kleinen Pelz über den Schultern, folgte sie mir durch die leeren Gassen. Sie war damals viel exaltierter als Ihre Braut, die durch ihr Veilchenbouquet den Vortrag eines alten Mannes geehrt hat. Ein scharfer Wind blies durch die Straßen. Ich wußte freilich nicht, daß Theresita mir folge, ich eilte so rasch ich konnte. Beurteilen Sie selbst, wie gesund für ein junges Mädchen solch ein nächtlicher Spaziergang sein konnte!

Aber ihr genügte nicht, mir in das Haus bis in das fünfte Stockwerk in fieberhafter Eile zu folgen und hinter jener Thür, durch welche ich verschwand, zu lauschen, um nichts zu hören, als die Töne verschiedener Musikinstrumente! Sie hätte doch nunmehr zurückgehen können, überzeugt, daß sie mir unrecht that und ich hätte wohl nie etwas erfahren müssen. Alles wäre dann gut gewesen. Nein — sie ging nicht, sie blieb. Bis heut ist mir's ein Rätsel, warum Theresita in ihrem erregten Zustande zwei lange Stunden

auf dem eisigkalten Gange lauerte, sich krampfhaft an dem Geländer festhaltend. Oder wollte sie, noch immer mißtrauisch, mir auch auf dem Heimwege unbemerkt folgen?

Als das Konzert beendigt war, wollte sie fliehen. Ich erreichte sie, die Schwachgewordene und furchtbar Bebende in der Hausflur. Ich sage nur kurz, was folgte. Ich besorgte rasch einen Wagen und brachte sie halbtot nach Hause. Am andern Tag gab ich ihren Eltern das Wort zurück — wir sahen uns nie mehr, bis gestern erst, als ich im Begriff war, mich zu entfernen.

Im Anfange bereute ich, was ich gethan — später jedoch war ich sogar froh darüber. Denn meine Familie traf eine große Katastrophe, welche sie des ganzen Vermögens beraubte. Ich reiste in die Fremde. Dieses Geschick hätte mich vermutlich erst nach meiner Hochzeit ereilt, wenn jener Zwischenfall sich nicht ereignet hätte. Und dann — selbst, wenn nichts geschehen wäre — sagen sie selbst — welch ein Leben hätte mich an der Seite eines solchen Weibes erwartet? Keiner meiner Schritte wäre sicher gewesen — wir beide hätten die lebendige Hölle auf der Welt erduldet. Sehen Sie nun, daß ich recht hatte? Ihre Tante wollte mich beleidigen, sie hat nicht vergessen, was zwischen uns geschehen ist. Wir waren einander fremd bis jetzt und bleiben es auch für weiterhin, aber Ihnen gönne ich Nella vom Herzen und viel, recht viel Glück, Herr Marquis!“

San Giorgi hatte dem Greise ungewöhnlich bewegt zugehört. Er fühlte die gesunde Lehre, die er von den Lippen Fambris empfangen. Um wie viel war er denn besser, als seine Tante? Wollte er, eines Sträußchens halber, nicht etwas ähnliches thun? Wie leicht konnte er sein Glück durch kleinliche Eifersucht töten!

Der Professor stand auf, hüllte das Bouquet wieder ins Papier und empfahl sich.

Einen Augenblick später lag San Giorgi auf den Knieen vor Nella und bethaute ihre kleinen, zarten Händchen mit

Thränen. Er bekannte seine Eifersucht, und als sie allein waren, erzählte er ihr die Geschichte des Professors, die ihm als Warnung gelten sollte.

„Du garstiger Eifersüchtiger!“ lachte Nella, „zur Strafe mußt du Fambri auf unsere Hochzeit laden.“

San Giorgi that dies, aber der Professor kam nicht, er sandte nur ein langes Hochzeitsgedicht in lateinischen Hexametern.

Waffenstillstand.

Auf dem engen, steilen Wege spielten die Sonnenstrahlen, kleine, goldene Netze in dem grünen Gitter webend, welches die dichte Reihe der Weißbuchen und Haselnußsträucher bildete. Wer von der Seite herabsteigt, wird vorerst einen Mann bemerken, der einen Kinderwagen vor sich herschiebt, dann in kleiner Entfernung ein etwa sechsjähriges Mädchen, das von einer Wegseite zur anderen lief und endlich eine junge Frau.

Der junge Mann, ein fader Blondin, hatte ein gewöhnliches Äußere. Sein Gesicht zeigte Ermüdung und Apathie. Er war modern, aber ohne Geschmack gekleidet. Nach allem zu schließen: ein kleiner Beamter, der mit seiner Familie einen Sonntagsausflug unternimmt.

Das Kind in der Wiege schlief, man sah nur die dicken Wangen, über welche zeitweilig die tanzenden Sonnenstrahlen huschten.

Das Mädchen, welches bald dahin, bald dorthin lief, war ein hübsches, munteres Kind. Alles an der Kleinen war sauber und zierlich. Sie lief unermüdlich, riß Blätter von den Wegsträuchern ab, hob hier ein leeres Schneckenhäuschen und dort ein buntes Steinchen vom Boden auf. Es war deutlich zu merken, daß sie der Spaziergang freute, aber daß

sie ihrer Freude nicht den richtigen Ausdruck verleihen konnte oder durfte. Eine gewisse Scheu lag, wie ein Schatten, auf ihrer stillen Fröhlichkeit.

Die interessanteste Person war die junge Frau, welche zuletzt folgte. Eine große, schlanke, elegante Brünette mit ausdrucksvollen Zügen und fast dämonischen Blicken. Ihre Wangen flammten in dunklem Purpur. Daran mochte die Ermüdung die Schuld haben, welche das langsame, aber dennoch anstrengende Ersteigen des Hügels verursachte oder Erbitterung, welche sie nicht zu beherrschen vermochte und die auf ihrer Stirne Runzeln hervorrief. War ihr Mann geschmacklos gekleidet — an ihr, den vollkommenen Gegensatz bildend, war alles schöne Harmonie. Sie bewegte sich in ihrer Toilette leicht und ungezwungen. Selbst die Art, wie sie mit dem seidenen, durch einen bizarr gedrechselten Griff auffallenden Sonnenschirme spielte, ihn zeitweilig in das lockere Erdreich bohrend oder mit ihm einen allzu neugierig in den Waldweg guckenden Zweig abbrechend, war voll Grazie und Ungezwungenheit.

Ziemlich lange schritten sie schweigend vorwärts. Manchmal schien es, als wollte die junge Frau etwas vorbringen, ein verachtungsvolles, spöttisches Lächeln überflog blitzartig ihr Gesicht, ihre schönen Kirschlippen zuckten, aber es verbarg sich gleich wieder in dem linken Winkel ihres kleinen, fast zu kleinen Mundes. Sie warf trotzig und leicht ihr Köpfchen zurück, als wollte sie dadurch sagen: „es ist alles vergebens“ und wieder bohrte sie mit ihrem Schirme in dem Sand oder brach mit ihm Zweige von den Sträuchern ab.

Die Mittagsstunde nahte, die Hitze wuchs. Der Weg wollte kein Ende nehmen. Geduldig schob der Mann den Wagen vor sich her. Plötzlich blieb er stehen, stemmte einen Fuß ins Rad des Wagens, zog sein Taschentuch hervor und wischte die Schweißtropfen fort, die reichlich über seine schmale Stirne niederrollten.

„Da hast du nun die Freuden und Annehmlichkeiten deiner

Ausflüge," rief die junge Frau halb ärgerlich, halb spöttisch, „an den Fingern konntest du ja abzählen, wie groß die Hitze heute sein wird."

Der Mann antwortete nicht. Offenbar war er solche Äußerungen schon gewöhnt.

„Wenn wir nur mindestens oben etwas Anständiges zum Essen bekommen," fügte die junge Frau hinzu; ihr Ton klang noch höhnischer und spitzer.

„Bier erhalten wir und sicherlich finden wir auch etwas kalte Küche," wagte der Mann beklommenen Tones zu entgegnen.

„Wenn das Bier nur trinkbar sein wird! Ich bitte dich, dies Gebräu in einem Ausflugsorte und gar Sonntags! Aber du wolltest es so — als wär es nicht besser, in Ruhe zu Hause das Mittagmahl zu verzehren und Nachmittag erst irgendwohin zu gehen, wie es die bessere Gesellschaft thut. Das aber sind die Manieren der Handwerker und obendrein der geringeren — nun, mir ist's einerlei; willst du dich mit dem Schieben des Wagens plagen, nur zu, ich rühre Georginchen nicht an, das hab' ich dir vorausgesagt. Willst du oben das Kind neu einwinden, auch gut; — mir ist's wie gesagt, vollständig gleichgültig."

Der Mann gab wieder keine Antwort. Er wußte, daß sein Schweigen der Frau die größte Strafe war. Den Ausbrüchen ihrer Nervosität und Überspanntheit streckte er am liebsten das Schild der Apathie entgegen. Ihre Fehler schob er auf die Erziehung: die verzärtelte Einzige, dachte er und duldete. Aber im Laufe der Zeit ward er apathisch und sein Antlitz erhielt den Ausdruck der Müdigkeit und Resignation. Selbst heute hätte er sein Schweigen ferner bewahrt. Doch empfand er selbst, daß er an dem zweifelhaften Erfolg des heutigen Ausfluges wirklich einige Schuld trage. Auch sehnte er sich Sonntags nach Ruhe und liebte es, frohe Gesichter um sich zu haben. Drum antwortete er, so launig es ihm

bei der Mühe, die ihm das Schieben verursachte, möglich war: „Ich kann ja nicht dafür, Irenchen, daß wir kein Seebad besuchen können.“

Diese Wendung war nicht glücklich gewählt und kaum, daß er die unheilvollen Worte gesprochen, empfand er dies schon. Der kleine Mund der schönen Frau begann sich krampfhaft zu verziehen.

„Dein alter Vorwurf — meine Armut — nun, du mußtest mich ja nicht heiraten, ich sage dies mit gleicher Offenheit.“

„Aber so war's ja nicht gemeint, Irenchen,“ beschwichtigte der Gatte, „du weißt ja, daß dies nur Scherz gewesen.“

„Dann war's ein plumper Scherz, mein Lieber, feinfühlige Naturen sind solcher Scherze nicht fähig.“

Einige Augenblicke blieb es wieder still.

„Sieh doch nur,“ begann der Mann abermals, „wie Malvinchen sich freut! Solch ein Ausflug ist ein Festtag für Kinder. Wie munter sie hin und her hüpft, und wie der Sinn für die Natur in ihr geweckt wird! Das Kind kennt alle Blumen, die bei uns wachsen, es bringt mich oft mit seinen Fragen in Verlegenheit. Es hat viel Sinn für schöne Aussichten, für weite, ferne Gegenden. Ja, eine Sommerwohnung beziehen können — wie schön das wäre! Da möchten die Kinder erst recht genießen — da dies aber leider unmöglich ist, müssen wir uns wenigstens mit Sonn- und Feiertagen begnügen und diese so gut ausnützen, wie nur möglich.“

„Und sich dabei gründlich langweilen,“ widersprach die junge Frau. „Erst müde werden durch Hitze und Weg, dann sich in schlechten Gasthäusern ärgern und endlich den ganzen Tag sich im dünnen Gebüsche langweilen, das man Wald nennt und in welchem es von Papierfetzen wimmelt, die von einem früheren Sonntage noch herumliegen, und wo fast aus jedem dichteren Strauche entblößte Arme, selbst nackte Füße

hervorschauen. Pfui! Laß mich in Ruhe mit deinen Sonntagsausflügen!"

Und energisch schlug sie mit ihrem Sonnenschirme das hohe Gras längs des Waldsteges.

Der Mann zog sich wieder hinter das Schild des Schweigens zurück, aber dadurch brachte er Frau Irene noch mehr in Wut. Es ließ ihr keine Ruhe und sie fuhr fort, ohne erst den Anlaß zu einer weiteren Replik abzuwarten: „Auch bilde dir nicht ein, etwas besonders Gescheites gesagt zu haben, wenn du meinst, daß in Malvinchen der Sinn für Naturschönheiten lebendig wird. Das ist für sie eher ein Unglück. Solche Dinge sind nur für reiche Leute, unsereins sind sie bloß ein Hindernis. Ich bitte dich, was nützt es denn solch einer Ärmsten? Es verursachte ihr nur grenzenloses Leid und doppelte Bitterkeit. Was hab ich davon, daß ich Gefühl und Sinn für Natur und Kunst besitze? Nur Bitterkeit. Wir können nicht einmal ein kleines Abonnement im Theater bezahlen. Und so ist's mit allem. Der Arme ist am glücklichsten, wenn er dumm ist, für nichts Sinn hat, als für seine Armut. Er fühlt sie nicht so drückend. Was hab ich davon, daß ich andere Häuslichkeiten gesehen, als die unsrige? Nur den Kummer, daß dieselbe nicht auch so wie die anderen geführt werden kann. Wer nicht weiß, daß außer seinen vier nackten Wänden noch etwas anderes existiert, hält diese für ein Paradies und ist glücklich. Ich will gar nicht, daß Malvine irgend welche Anlagen, sei es zu was immer, besitze, es wäre nur ihr Unglück!"

Diesmal konnte sich der Mann nicht mehr zurückhalten.

„Wie herb und ungerecht du bist, Irene! Was willst du? Es geht uns ja nicht am schlimmsten und Gott giebt, daß es noch besser wird. Endlich muß ich doch vorrücken, warte nur bis Neujahr, du wirst es sehen. Denke doch an die vielen Tausend, welche weniger haben als wir und doch zufrieden sind. Alles kann nicht mit einemmale werden. Ich weiß, deine Verbitterung ist nicht unbegründet, aber ich

bin doch auch nicht schuld, du siehst ja, wie ich mich bemühe, dir das Leben angenehm zu gestalten."

„Durch den heutigen Ausflug zum Beispiel?" erwiderte Irene höhnisch.

„Nein", sagte ihr Gatte ernst, „dadurch nicht, aber durch meine unendliche Geduld, Irene. Und noch etwas muß ich dir sagen. Bist du gegen mich ungerecht — gut — das ertrage ich, ich lernte mich im Laufe der Jahre daran gewöhnen. Vielleicht befing uns doch eine Täuschung, als wir einander heirateten. Das ist freilich nicht mehr zu ändern. Um mich handelt es sich auch nicht. Aber um die Kinder, und gegen diese bist du auch ungerecht. Das mußt ich dir sagen, wenn dich's auch ärgert. Nun weißt du es!"

Frau Irene blieb stehen. Ihr ganzes Wesen durchbebte eine mächtige Erregung, die endlich durch unverständliches Schluchzen zum Ausdruck kam.

„Ach was, Kinder — deine Kinder — wären's doch wenigstens Knaben — aber es sind nur Mädchen — sprich mir nicht von ihnen." — Diesmal antwortete der Mann nicht. Sie hatten den schmerzlichsten Punkt ihrer Verhältnisse berührt. Ihm fehlte die Kraft, davon zu sprechen — sie aber that es nur in wildernstem Zustande, sie that es in brutaler Art, aber diesmal fühlte er mit ihr und bemitleidete sie im Geiste. Darum schwieg er. Erst nach längerer Pause sprach er in ruhigem Tone: „Es giebt Leute, welche nicht einmal solche Kinder haben."

Mehr sprachen sie nicht miteinander. Endlich hatten sie den Gipfel des Hügels erstiegen. Im Wirtshause droben erhielten sie wirklich nichts anderes, als schlechte Butter und hartes Brot, das Bier war gleichfalls schlecht. Den Kindern war dies freilich einerlei, ihnen schmeckte es und sie aßen für mehrere. Nach dieser armseligen Erfrischung schritten alle in den Wald, sie durchwanderten einige Wege und erreichten eine niedrige Mauer. Durch die Bäume schimmerten Kreuze und Grabsteine.

Sie schritten weiter. Auf der kleinen Ebene droben des Hügels stand ein kleiner, einfacher Dorffriedhof. Er breitete sich hier mit all seiner stillen Poesie aus inmitten einer niedrigen, stellenweise morschen aus breiten Steinen gebildeten Mauer, über welche sich melancholische Weiden und düstere, schwarze Holundersträuche neigten. Zwischen den einfachen Kreuzen ragten aufgeblühte Malvenstöcke empor, einige Sonnenblumen wiegten ihre schweren, goldenen Häupter, als wären sie müde und schläfrig. Ringsumher nur gewöhnliche Blumen: Arundeln, Stiefmütterchen, Nelken im Gewoge von Gänseblümchen, Lavendel und das unvermeidliche, bittere Tausendgulden-Kraut. Ein starker betäubender Duft ging aus von den Blumen. Die marmornen Kreuze glänzten in der Mittagssonne, als wären sie feucht vom Thau oder von Thränen; im Grase zirpte die Grille und durch die Ritzen der halbgeborstenen Mauer schlüpften Eidechsen. Und ringsum herrschte Stille, die feierliche, fast gespenstige Stille eines sonntäglichen Mittages.

Das Thorgitter des Friedhofes stand weit offen. Unsere Spaziergänger wurden dadurch verlockt, einzutreten. Anfangs lasen sie mechanisch die Aufschriften und Namen, die auf den Kreuzen und Monumenten ersichtlich waren. Bald jedoch lockte sie der dichte Schatten eines einsam stehenden hohen Baumes, seitwärts, nahe der Mauer. Hier war es so still, so lieblich, so beruhigend! Der Mann, ohne sich weiter um seine Frau zu kümmern, setzte sich unter den Baum — war's hier doch wunderschön! Er streckte sich im hohen Grase aus und träumte vor sich hin. Der Wagen mit dem Kinde stand an der Mauer. Sein blauer Vorhang war herabgezogen und die Kleine schlief darunter, rot wie eine Rose. Malvine schmeichelte sich mit einem großen Waldblumenstrauß an Frau Irene heran, die, von ihr etwa zehn Schritte weiter entfernt, vor einem offenen, kleinen Grabe stehen blieb. Ein Brett lag darüber und auf dem Brette stand ein einfacher, schwarzer Kindersarg. Nichts mehr.

Gott weiß, was sich plötzlich in der Tiefe dieser stolzen, unruhigen und unzufriedenen Seele zu regen begann. Frau Irene stand vor dem Grabe und ihr schönes Antlitz wandelte sich ins Antlitz der Medusa um. Ihre Hand im langen, gelben Handschuh ballte sich fest um den verzierten Griff des modernen Sonnenschirmes und stieß ihn tief und immer tiefer in das Erdreich des Friedhofes. In den Mundwinkeln der schönen Frau zuckte und zitterte es krampfhaft — die schlanke Gestalt erbebte, der junonische Busen wogte stürmisch unter dem mühsam zurückgehaltenen Schluchzen. Länger vermochte sie nicht, sich zu beherrschen. Sie brach in lautes Weinen aus und flüsterte schweratmend die Worte: „Mein Gott — meine Kinder — so um seine Kinder zu kommen — nein, nein, das lässest du nicht zu, mein Gott, das lässest du nicht zu!"

Und die stolze Gestalt neigte sich zur verwunderten Malvine, die sich gerade neben dem Sarge niedersetzen wollte, um Blumen zu winden, die hochmütigen Lippen begannen das blasse Antlitz und die goldenen Haare des Kindes zu liebkosen. Dann schritt die Frau langsam, das Kind nachziehend, zu ihrem Gatten hin, der im Grase lag und apathisch in den endlosen Azur des Himmels schaute. Sie setzte sich neben ihn — leise, langsam, ihn nicht plötzlich zu stören und dadurch unwillig zu machen, ergriff sie seine Hand, benetzte sie mit heißen Thränen und ihre Lippen, vielleicht zum erstenmale, flüsterten in tiefem, aufrichtigem Gefühle das himmlische Wort: „Verzeihung."

Die Tochter Kimons.

Es giebt eine Zeit im Leben, in welcher das Feuer der ersten Jugendphantasie verkühlt, in welcher der Mensch auf dem Scheidewege zwischen seiner Wirklichkeit und seinen Idealen stehen bleibt und an dem zu zweifeln beginnt, was ihm früher Welt und Gottheit gewesen; in solcher Zeit des Über-

ganges, die oftmals die ganze zweite Hälfte des Lebens bestimmt, warf mich der Zufall nach Livorno. Im Anfange bekümmerte ich mich gar nicht um die Stadt, ich schwärmte nur für das Meer. Uns, den Kindern des weitentfernten Nordens, denen dieses größte Weltwunder sich im kostbaren Spiegel des letzten Gesanges Childe Harolds oder in den Regenbogenfarben Heinescher Bilder der Nordsee zeigt, uns muß es immer gewaltiger und interessanter erscheinen, als solchen, deren Wiege und Kinderspiele es schon umbrauste. Zwischen zerstreuten Steinblöcken am Strande, nahe einer alten, halbzerfallenen Feste hinter der Stadt, saß ich stundenlange, dem Zorne des Meeres lauschend, und schaute in die unabsehbare Weite, in welcher sich die weißen Schiffssegel bewegten, wie Traumflügel, die zur Unendlichkeit, ihrer wahren Heimat, ziehen. Aber bald ermüdete mich die große Poesie der Einförmigkeit, welche mit Ausnahme der Terzinen Dantes niemand zu erfassen und nach Menschenart auszusprechen vermochte. Erst später, lange schon dem Meeresufer ferne, erinnerte ich mich mit Bitterkeit und Sehnsucht dieser einförmigen Musik und aus den bescheidenen Resten meiner Erinnerung erschuf ich mir ein Bild des Meeres, wie es groß ist in seiner Unermeßlichkeit und ergreifend, hinreißend in Wahrheit. — Aber nicht damit wollte ich mich heute beschäftigen. Damals hat der Anblick des Meeres mich ermüdet. Ich fühlte mich, allein, noch verwaister an seinem Strande. Ich fühlte, wenn in meinem Herzen noch schlafende Töne ruhten, daß Menschen nötig seien, sie zu erwecken.

Ich begann die Gesellschaft der Menge aufzusuchen. Ich berauschte mich an dem Lärm der großen Stadt. Ich verfiel der seltsamen Manie, Menschen, die mir gänzlich fremd waren, für Gebilde meiner Phantasie anzusehen, meines Willens, meiner künstlerischen Laune. Ich fand Vergnügen daran. Der Alte, dem ich jeden Tag um zehn Uhr auf dem Wege vom Hafen in die Stadt begegnete und dessen Gesicht über alle Maßen mit einer verfaulten, vertrockneten Birne Ähn-

lichkeit hatte, dieser arme Greis in schäbigen, grauen Kleidern und zerdrücktem Hute war in meinen Augen das Haupt irgend einer geheimen Verschwörung. Die Grisette, welche ärmlich gekleidet, ein Lied auf den Lippen und die Nadel in Händen, Tag für Tag an dem Fenster eines kleinen Häuschens der engen Seitengasse saß — ein gemeiner Facchino, der sich längs des Geländers des Kanals herumtrieb mit entblößter, gebräunter Brust — der alte Antiquar, der in der Menge den Leuten falsche etruskische Vasen und Gassenhauer, die von Mord und Raub handelten, verkaufte, all diese Gestalten bevölkerten meine Welt und verwandelten sich aus wirklichen, lebendigen Menschen in abstrakte Typen meiner unreifen und nicht ausgeträumten Träume.

Wie ich einst ganze Stunden am Meeresstrande saß, so wandelte ich jetzt ganze Stnnden durch die Stadt, ziellos die Häuser besichtigend, wie einer, der Wohnung sucht und oft blieb ich in der Mitte der Straße stehen, starr die Gesichtszüge der aus den Fenstern schauenden Menschen musternd, als wollt' ich aus den sorglosen, gleichgültigen Gesichtern den Roman ihrer Schicksale, das Drama ihrer geheimsten Seelenleiden lesen. Und dennoch fiel es mir damals auch nicht im Traume ein, die Feder anzurühren!

Es giebt solche Windstillen der Seele, aber nur scheinbar sind sie vorhanden — selbst wissen wir nicht, was sich oft auf ihrem Grunde vorbereitet.

Der Korso Umberto ward mir besonders lieb, den Mitteilungen zum Trotz, die mir in freundschaftlichem Gespräche über ihn, als den verdächtigsten Teil der Stadt, gemacht wurden. Er bildete eine abgelegene, lange, einförmige Straße, fast ohne Nebengassen. Die Häuser gewährten einen öden Anblick, als würden sie schlafen und träumen. Die Mauern einiger waren zerbröckelt und zerrissen, daß sie aussahen, als wären sie vom Aussatze behaftet. Die Luft war dort, trotz der genügenden Straßenbreite, immer ungesund. Der Abend, besonders wenn dichter Nebel auf die Häuser niederfiel, macht

die in der Stadt zirkulierenden verschiedenen Gerüchte zur Wahrheit. Die Lampen, weit voneinander entfernt, schimmern kaum durch die Finsternis. Aus den Fenstern dringt kein Lichtschein, sie haben alle nach italienischer Art dichtschließende Fensterladen. Kein Wagen rasselt in diesem Viertel, arme und verdächtige Leute gehen zu Fuß. Es war, möcht ich sagen, die Straße einer toten Stadt.

Nicht einmal der Karneval störte den Korso Umberto aus seinem lethargischen Schlummer auf. Der Hauptstrom des Maskenzuges drängte sich vom Hafen auf den Korso Viktor Emanuel und zerstreute sich rings der Häuser und des Rathauses nicht weiter, als bis zum Cavourplatze. In den Seitengassen absorbierten ihn die zahlreichen Osterien und Kaffeehäuser. Auf den Korso Umberto, sowie Borgo Degli Kapuzini, von wo aus ich gewöhnlich meinen Spaziergang begann, verirrte sich der Zug niemals; diese Stadtteile blieben wie immer leer und öde. Nur aus der Ferne tönte gedämpft der Lärm der Menge hierher, wie aus einem großen, schwärmenden Bienenstock. Manchmal übertönte ihn freilich das Brausen des Meeres und dann waren die zwei miteinander kämpfenden Stimmen der Menschen und der Natur furchtbar in der Abenddämmerung anzuhören.

Ich mengte mich, einem unscheinbaren Tropfen gleich, in die lärmende Menschenflut. Nahe dem Hafen drängten sich die Massen. Am Nachmittage war ein neues Schiff „Rapido“ ins Meer eingelaufen. Das ist immer eine besondere Feierlichkeit und da sie gerade in die ersten Tage des Karnevals fiel, so trug das nicht wenig zur Erhöhung der Aufregung bei. Denen ich begegnete, bildeten nur die niedrigste Klasse der Bevölkerung. Die prunkvollen und glänzenden Maskenzüge, zu deren Abhaltung die Stadt große Preise ausgeschrieben hatte, sollten erst am Faschingsdienstag stattfinden, heute gab es nur ein Vorspiel der Feier, aber es war stürmisch und wirbelnd. Heut ekelten mich bald genug diese Maskenpaare mit den gemeinsten Physiognomien,

Männer mit ausgestopften Busen, Frauen vorstellend, und Weiber in bunter Seemannstracht, alle sich gegenseitig mit „Ceci“ (eine Gattung Erbsen in Salzwasser gekocht) bewerfend oder mit weißen, zumeist aus Stärke oder Dragant verfertigten Kanditen. Ich lenkte meine Schritte nach dem großen Kanal. Die Häuser auf dieser Seite haben ein bizarres Aussehen. Wir erblicken über uns vier- und fünferlei Terrassen mit eisernen Stangen, von denen herab zerrissene Wäsche im Winde flattert. Ich ging langsam durch die Gasse. Es war Dämmerung, die Zeit des Sonnenunterganges, die Lampen noch nicht angezündet. Mir erschien jedes Haus wie ein Geheimnis. Um jedes webte ich wieder in meiner Phantasie ein ganzes Drama. In einem Gasseneinschnitt stand ein halbzerfallenes Haus; die bemalten Balken der Decke waren zu sehen, die ganzen Wände, als malte jemand den Durchschnitt eines Zimmers. Die Wände waren mit Weinreben bemalt, die sich über ein zerfallenes Gemäuer winden, aus dessen einem weiten Risse der Kopf eines großen, schwarzen Katers hervorschaute. Es war vortrefflich gezeichnet, denn jetzt noch (und solange ich dies Haus kannte, war es schon halb zerfallen), da Regen und Sturmwind die Wände benagten, leuchteten die Augen des Katers mit ganz besonderem Ausdruck. Hier stand ich lange. Ich dachte, ich weiß nicht warum, daß hier einst ein junges Ehepaar gewohnt, ich sah ihre fröhlichen, sorgenlosen Morgen, aus diesem Zimmer traten sie gewiß auf die Terrasse, denn schon die Wandmalerei bildete einen schönen Übergang zum lebendigen Grün der Rebe und des Epheu, das den anderen, rückwärtigen Teil des Hauses verhüllte. Vielleicht frühstückten sie in diesem Gemach, bei offenen Glasthüren, hinter denen ein Vogelschwarm umherhüpfte, auf Brosamen wartend. Vielleicht waren die jungen Leute glücklich. So denkt immer derjenige, der gerade unglücklich ist.

Ich wollte jetzt um eine Ecke biegen, als aus dem Nachbarhause ein Mann mit tief in die Stirne gedrücktem Hute

beinahe wider mich rannte. In der Dämmerung konnte ich sein Gesicht nicht erkennen, doch bemerkte ich, daß es von einem wilden Barte und dichten, schwarzen Haaren umrahmt sei. Das Haus, welches dieser Mann so eilig verlassen, ragte über die beschriebene, halbzerfallene Terrasse empor. Der Mann bog in die Richtung nach dem Hafen ein und verschwand in der Dunkelheit. Wahrlich, das war nichts Ungewöhnliches und ich wollte ruhig meine Promenade fortsetzen, aber schwache Seufzer fesselten meinen Schritt, Seufzer, die aus einer Tiefe hervorzukommen schienen. Sie wurden stärker und stärker. Ich ging der Spur nach, sie führte mich in ein ödes Haus. Ich stand in einem finsteren, wer weiß wie langen und gekrümmten Gange. Ich horchte. Die Seufzer wiederholten sich. Ich tastete mit der Hand längs der Mauer. Schon konnte ich deutlich auch Worte erlauschen. „Um Gottes willen, Hilfe!" Und wieder nur Seufzer! Jetzt stieß ich auf etwas, das eine Schwelle sein konnte. Ich fand die Klinke, öffnete und befand mich in einer kleinen Stube, durch den Schein einer von der Decke niederhängenden Lampe nur spärlich erhellt. Das Geräusch, welches mein Eindringen verursachte, mochte Veranlassung sein, daß die Seufzer und Rufe verstummten. Ich fühlte, wie ich erbebte. Wo befand ich mich? In einem ärmlich aussehenden, düsteren Stübchen. Nackte schwarze Balken, nackte weiße Wände! Auf einem Tischchen sah ich seltsame Dinge: alte, teuere Stoffe, den schön gearbeiteten Griff eines Handschar, einige stark beschädigte und verstaubte Gipsabgüsse. Nahe dem Fenster stand eine Malerstaffelei, ihr gegenüber sah ich eine Frau festgebunden an die Pfosten des Bettes. Ihr Haupt war auf die Brust gesenkt, weiches, schwarzes Haar fiel über die gerundeten Schultern, die linke Brust war entblößt. Sie war es, die jene Seufzer ausgestoßen. Ich trat näher. Die Leinwand auf der Staffelei war untermalt. Diese Frau war also ein Modell. Ich näherte mich ihr und blickte schweigend in das bleiche Gesicht, in welchem Spuren großer Schönheit zu finden waren.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Dienste anbiete — ich hörte Hilferufe —“

Ein tiefer Seufzer entrang sich aufs neue ihrem Busen — aber keine Antwort.

Meiner bemächtigte sich plötzlich ein Bangen. Ich war allein in diesem seltsamen Hause eines verlassenen Stadtteiles, dessen Ausgang ich kaum kannte, allein mit diesem seufzenden, halbnackten Weibe, so verführerisch, so geheimnisvoll — — — —

Zu alledem noch erklangen jetzt im Gange Schritte. Schnell ging ich vorwärts, beugte mich zu der Gefesselten und suchte im zitternden Schein der Lampe den Knoten des Stranges, um ihn zu lösen. Unwillkürlich berührten meine Lippen ihre nackten Schultern.

Ich fühlte, wie ich erbebte. Kaum aber hatte ich sie befreit, flog die Thüre unter starkem Poltern auf.

„Tausend Donner! Colonello, das ist zu viel. Jetzt, da ich endlich nach langem Suchen den Kimon finde, wie ich ihn brauche, führt Sie der Teufel her, und Sie verderben, woran ich den ganzen Nachmittag gearbeitet.“

Ich wandte mich um. Ich erkannte den Mann, der kurz zuvor so eilig an mir vorüber rannte. Ich merkte, daß er mich für einen anderen hielt und wußte nicht, ob ich mich verraten solle oder nicht.

„Ach, wie gut Sie sind, Herr Colonello, wie höflich, daß Sie kamen, um mein Täubchen zu befreien. Ah, Gianina, Blume, Engel, meine Perle, komm, mache dich schön, mein Turteltäubchen, ziehe dich an, der Herr Colonello wird dich auf den Korso führen, du wirst Wunder sehen, Wunder sag' ich.“

Mit diesem Wasserfall von Beredsamkeit eilte eine häßliche Alte zur Frau beim Bette hin. Die Bänder ihrer Haube flatterten im Luftzuge, der durch die offene Thüre eindrang, wie Fledermausflügel; gleichzeitig machte sich im Zimmer nach dem Eintreten der Alten ein widerwärtiger Schnupftabakge-

ruch fühlbar. Ich trat an das Fenster und sann nach, wie ich am besten wohl entkommen möchte, um nicht länger unberufener Zeuge einer unangenehmen, intimen Scene sein zu müssen.

„Und du, Nichtswürdiger, wie lange wirst du noch Gianina quälen? Ich verbrenne einmal alle deine Hadern, zerschlage alle deine Figuren und deinen Malergalgen dort zerspalte ich — ohnehin ist heuer eine ungewöhnliche Kälte. Hören Sie, Herr Colonello," wandte sich die Keiferin zu mir, „ungewöhnliche Kälte; in Nizza fiel Schnee und alle Engländer ziehen von dort hierher. Ach, Paolo, wenn du dieses unnütze Malen fahren ließest und lieber ein Facchino werden wolltest, du würdest mehr verdienen. Das führt zu nichts, — du vergeudest die Farben, verdirbst die Leinwand und quälst überflüssiger Weise Gianina. O, meine Colomba, sie liegt in Ohnmacht, die Mutter Gottes weiß, wie lange sie dieser Elende wie an die Folter hier angebunden hat. Gianina, Signor Colonello ist hier, ziehe dein gelbes Kleid an, er will dich auf den Korso führen, er giebt dir Zuckerwerk und Pomeranzen — ah, Paolo könnte schon Verstand haben!"

Der Angeredete verschwand inzwischen abermals. Die Lampe brannte düsterer und schützte mein Inkognito und gleichzeitig meine Absicht, im Dunkel mich fortzuschleichen. Die Alte beschäftigte sich mit ihrem allmählich zum Bewußtsein kommenden Täubchen, ich wagte, mich hinter ihrem Rücken leise der Thüre zu nähern. Sie war offen — also Mut! Da stürzte Paolo mir wieder entgegen.

„So entkommen Sie mir nicht, Colonello;" donnerte er zornerfüllt, „Sie wissen den Teufel, was es für Mühe kostet, das Modell in die richtige Stellung zu bringen. Nun soll ich, Ihren thörichten Maskeraden zuliebe, mich nochmals mit Gianina quälen? Sie haben sie ohnehin ganz verdorben. Und dieser Lump! Ich fand ihm beim Kanale, als er Ceci verkaufte. Ein ausdrucksvoller Kopf — Rembrandt'scher Halbschatten um ihn und Sie schwören, das sei ein vollendeter

Astrolog. Doch Sie wissen den Teufel darum! Bedenken Sie nur, preßt mir der Kerl fünfzig blutige Centimen für die Stunde aus und läuft davon, kaum, daß ich ihm die ersten als Angeld gegeben. Das ist auch Ihre Schuld, Colonello! Ich habe große Lust, Sie hinaus zu werfen — ich sag's aufrichtig. Und ich werfe Sie so gewiß hinaus, so gewiß, wie ich Ihnen vor zwei Jahren in der Osteria ‚Zum grünen Kometen' einen biergefüllten Metallkrug an den Kopf geworfen. Ich werde Sie dann wieder zum Duelle fordern — aber versöhnen lasse ich mich nicht mehr. Sie haben mir Gianina abgelockt und jener Bube machte sich den Wirrwarr zu nutze, durch Ihre Herkunft veranlaßt, und entlief. Das ist allzuviel! Ich werfe Sie hinaus — ah, zum Teufel, so sprechen Sie doch wenigstens!"

Meine Beängstigung erreichte den höchsten Grad. Ich wollte alles enthüllen, aber ehe ich nur ein Wort sprechen konnte, fühlte ich schon meine Kehle von mächtiger Faust umklammert. Ich wollte schreien, aber ich vermochte es nicht mehr. Da begann ich auf Gegenwehr zu sinnen.

„Willst du wohl den Herrn Colonello in Ruhe lassen, Paolo, du Undankbarer? Wäre er nicht, längst hätte uns der Hunger zu Grunde gerichtet und Gianina, mein Täubchen, hätte weder Zuckerwerk noch ihr gelbes Kleidchen." Die Alte war es wieder, die geschwätzige Alte, der aus dem Munde die Worte gleich einem Strome unaufhörlich flossen. Paolo zischte nur, er drückte mich mit der Kraft eines Riesen. Gianina, durch den Lärm gänzlich zum Bewußtsein gelangt, rief unverständliche Worte in das Chaos. Wir taumelten bis unter die Lampe. Da fiel Paolo, ein Stoß meiner Hand war die Ursache, der breite Hut vom Kopfe und der Lampe beliebte es just in diesem Augenblick wieder heller zu leuchten. Ich blickte in das Gesicht des mit mir kämpfenden Mannes. Freilich, er war stark hergenommen, verwildert, mit Furchen durchgraben, aber dennoch erkannte ich's. Jauchzend rief ich in böhmischer Sprache: „Paul, beim Himmel, kennst du mich nicht mehr?!"

Wie ein vom Donner Getroffener taumelte er zurück. Seine Hände sanken schlaff an seinem Leibe nieder — er schaute mich mit verquollenen Augen schweigend an. Dann senkte er wieder den Blick, er schämte sich ersichtlich seines Standes und seiner Umgebung. Scheu blickte er dann umher, fuhr mit der Hand über seine Stirne und seufzte tief. Er trat zurück und sank, die Alte fortstoßend, am Bette Gianinas nieder. Heiße Thränen flossen aus seinen Augen auf die weiße Hand, die vom Bette herabhing. „Gianina, Gianina!" war alles, was ich verstand.

Die von Paolo zur Seite gestoßene Alte wandte sich nun mir zu. Sie fing an von neuem zu schelten, fragte zornig, wer ich sei, was ich wolle, mit welchem Rechte ich hierhergekommen. Ich hielt es für unnötig, ihr zu antworten und schaute, indes mein Freund vor dem Bette Gianinas kniete, in die dunkle Straße. Aus der Ferne tönte von Zeit zu Zeit der Lärm der Maskenzüge her und das Gerassel der Wagen. — — —

Paolo erhob sich vom Boden. Er nahm aus der Tasche ein großes Messer und schweigend durchschnitt er die Leinwand der Staffelei. Dann steckte er ruhig das Messer wieder zu sich, warf der Alten einige verächtliche Blicke zu, nahm mich beim Arm und riß mich mit aller Kraft mit sich.

Ich hatte nicht einmal Zeit, nach Gianina zu sehen.

„Komm!" sprach mein Freund, „um alles in der Welt, schnell! Ich will dir alles erzählen, alles erklären."

In dem engen Gange schlüpfte an uns ein Mann in Militäruniform gekleidet vorbei. Ich fühlte, wie in diesem Augenblicke Paul meine Hand erfaßte und krampfhaft drückte.

„Colonello Ceconi!" flüsterte er und unsägliche Verachtung lag in seiner Stimme, „wärest du nicht gewesen, hätte ich ihm sicher das Gehirn eingeschlagen." — —

Wir überschritten wortlos den ganzen Korso Umberto. Zuweilen begegneten wir einigen betrunkenen, froh scherzenden Masken, zuweilen fuhr an uns ein Wagen vorüber, aus

welchem Lachen erscholl und der wilde Zuruf des schlaftrunkenen Pferdelenkers.

Wir kamen langsam bis zum Meeresstrande hinter dem großen Kanal. Die Nacht war finster. Schwarze Wolken jagten am Firmament, ein leichter Regen peitschte uns das Gesicht, der Wind wehte scharf und rüttelte an den Fensterläden. Das Meer verlor sich majestätisch und geheimnisvoll in der Finsternis, nur zuweilen zeigte sich der breite, weiße Rücken einer großen Welle und bald zerfiel er sprühend, glitzernd wie windverwehter Schnee zu unseren Füßen. Und gleich nachher machte sich großes Heulen hörbar, begleitet von langem und traurigem Dröhnen, das waren die Adern des Meeres. — Ein kolossaler, dunkler Bau tauchte vor uns aus den Fluten empor. Ich erinnerte mich, es war das neue Schiff „Rapido". Paul blieb stehen und betrachtete die Mastbäume, das Takelwerk, die Größe und den Bau des Schiffes.

„Als sie es heute Nachmittag auslaufen ließen, da war mir's noch gleichgültig. Wie dumm ist das Leben!"

„Wohin wird ‚Rapido', segeln?" fragte ich, mehr um meinen Freund gesprächig zu machen.

„Nach den Malabarischen Inseln," erwiderte er und mehr zu sich als zu mir fügte er zu: „den Padron kenne ich, vielleicht wird es gehen, ja, das ist das Beste." Und wieder zog er mich weiter längs des Ufers. Die Gewalt des Windes mehrte sich und jagte uns nicht bloß dichter und dichter werdende Regentropfen ins Antlitz, auch Meerwassertropfen der gepeitschten, wildschäumenden Wellen. Endlich machten wir halt. Wir standen vor einer elenden Osterie. Ich kannte sie gut. Das war die richtige Heimat aller Matrosen, Facchini, armenischer Juden, Albanesen und Griechen, deren sich in Livorno immer eine größere Anzahl findet. Die Stube war leer, nur ein einziger beleibter Schiffer in breiten Hosen saß hinter einem Tische, den Kopf in die gekreuzten Hände stützend.

Paul trat zu ihm, sie wechselten einige Worte, dann suchte Paul in allen seinen Taschen, drehte sie um und um, klaubte einige Lire zusammen und reichte sie dem Schiffsmann. Dieser nickte, steckte das Geld phlegmatisch in seine Hosentasche und stützte seinen Kopf wieder in die Hände, wie vorhin. Ich hatte inzwischen an einem anderen Tische Platz genommen.

„Rapido sticht um halb 4 Uhr früh in See," sprach Paul sich an meinen Tisch setzend, auf welchem bereits zwei Flaschen Wein und ein aus Ruten geflochtener Teller mit den obligaten kleinen, wie faulendes Gras riechenden Meeresmuscheln standen, „ich habe also genug Zeit, dir meine Schicksale zu erzählen, dir zu vertrauen, wie es mir erging von dem Augenblicke an, als ihr mich, den Glücklichen, Hoffnungsvollen, zum Bahnhofe in Prag begleitet. Ich bin dir es schuldig, sei es auch deshalb, damit du wenigstens, wenn auch nicht die anderen, eine bessere Meinung von mir haben sollst. Sonst liegt ja nichts daran. In einigen Tagen wird die alte Welt gar nicht wissen, daß sie einen Menschen weniger zählt, einen Menschen, der es nie zu etwas bringen konnte. Gelobt sei Gott, du bist wie durch ein Wunder erschienen, ohne dich hätte ‚Rapido' zu fremden Ufern vielleicht einen Verbrecher getragen, jetzt nur einen Unglücklichen. Schon darum sollst du meine Beichte hören. Sie wird nicht lange dauern. Sentimentalität war nie meine Sache, aber Gianina habe ich wahrhaft geliebt. Das ist nun zu Ende."

Er stürzte ein volles Glas abscheulichen, saueren Weines hinunter und mit dem Finger schrieb er in den Staub des Tisches das Wort: „Gianina."

Mir that es herzlich leid um ihn, kannt' ich ihn doch von Kindheit an und nun — —

Das Meer und der Wind begleiteten seine Erzählung.

„Ihr habet euch sicherlich alle gewundert, das weder aus Florenz noch aus Rom von mir irgend welche Nachricht einlangte. Mit welch großen Hoffnungen verließ ich meine

Heimat! Die Erinnerung ist für mich schmerzlich, aber bekennen muß ich dir heute: im Innern meines Herzens fehlte der Glaube an meine Fähigkeiten. Daß ich Maler geworden bin, ein Zufall ist schuld daran. Du weißt, daß der bereits verstorbene Graf N. die Marotte besaß, Talente zu suchen. Hunderte und hunderte vergeudete er, sie dieser Leidenschaft opfernd. Besonders hatte er's auf Sängerinnen abgesehen. Kam er auf seine Besitzung, veranstaltete er stets eine förmliche Mädchenjagd. Er war ein Atheist, ein Voltairianer, aber in die Kirche ging er regelmäßig — er suchte Stimmen. Es kam so weit, daß keine Mutter ihre Tochter mehr unserem alten Lehrer für Gesang anvertrauen wollte und war's doch der größte Stolz unserer Mutter sagen zu können: ‚Meine Tochter singt im Chore mit.‘ Ich könnte dir ganze Chroniken von einigen armen Geschöpfen erzählen, welche dem stillen Landleben durch Versprechungen und Geschenke zu entreißen dem Grafen gelang. Oft mißglückte der Versuch — was aus solch einem Mädchen dann geworden, brauche ich das erst zu sagen? Drei von ihnen fanden Stellung als Sängerinnen bei deutschen Bühnen mittleren Ranges, was mit den anderen geschehen, ich weiß es nicht mehr. Mich traf ein ähnliches Schicksal. Mein Unglück war, daß ich als Knabe schon für die Thorheiten des Grafen Sinn hatte. Ihn beherrschten gewisse Ideen von entschwundener Pracht seiner Ahnen und er wollte durchaus die alten adeligen Sitten und Gebräuche erneuern. Erinnerst du dich der Hetzjagden noch, die großartig ausfallen sollten und so lächerlich ihr Ende fanden? Das ganze Dorf wird wohl jahrelang noch davon zu erzählen wissen, wie statt des Rehes, welches über die Straße nach der Stadt entfloh, die ganze Gesellschaft den Ziegenstall des Juden Aron belagerte in der Meinung, das gehetzte Tier habe sich da hinein geflüchtet. Mir, dem Knaben, imponierten die langen Jagdzüge. Sie bestanden freilich nur aus einigen von allen Dörfern der Umgebung zusammengetriebenen Hegern, die auf etwa zwanzig Stangen fünf Hasen trugen; mir imponierte es,

wenn die Jäger ins Waldhorn bliesen, daß die Waldabhänge davon erklangen. Ich weiß selbst nicht mehr, wie ich in die Jagdgesellschaft des Grafen gelangte und wie es kam, daß mich der Graf vor anderen Knaben auszeichnete. Einmal hatte ich den unseligen Einfall, mit einem Stücke Kohle auf die Schloßmauer einen Pferdekopf zu skizzieren. Das entschied über mein Schicksal.

„Die Sache machte Aufsehen, für ein Weltwunder ward ich erklärt, Talente wurden mir eingeredet und aufgenötigt. Der Hauslehrer, zweifellos, um sich dankbar gegen seinen Gebieter zu erweisen, stimmte dessen Meinung bei und begann selbst, mich zu unterrichten, doch dir ist ja bekannt, wie's im Schlosse zuging. Später schickten sie mich in die Akademie. Hier, wo ich bekannt wurde mit großen Meistern und talentvollen Kollegen, erwachte mein Ehrgeiz, mit ihm aber auch das verzehrende Bewußtsein, daß ich das große Talent nicht sei und mit Gewalt zu etwas genötigt werde, dem mein Geist fremd blieb. Einige Disposition für die Kunst im weiteren Sinne des Wortes besaß ich wohl, aber die gleiche auch für Schrifttum und Bildhauerei. Das aber genügt nicht, um den Anforderungen, die man heutzutage, da alle Kunstgebiete mit großen Talenten überfüllt sind, stellt, gerecht zu werden. Ich fühlte, daß ich mich über die Mittelmäßigkeit nicht werde erheben können. Dem Rate einiger Lehrer, selbst Lehrer des Zeichnens an einer Mittelschule zu werden, vermochte ich nicht zu folgen, mir deuchte dies meiner gräflichen Protektion unwürdig, als hieße dies aller Welt meine Unzulänglichkeit enthüllen. Einmal, gegen meinen Willen, auf diese Bahn gestellt, schien es mir unmöglich, sie wieder zu verlassen. Es galt also, vorwärts zu kommen! Anfangs glaubte ich, durch eisernen Fleiß die Schwächen meines Talentes zu ersetzen, aber das akademische Leben, du kennst es ja auch, kurz, es blieb bei dem guten Vorsatz. Die Jahre fließen dahin und plötzlich bemerkt man mit Befremden durch die schnellen Erfolge der anderen, daß man zurückgeblieben. Auch ich entriß

mich zuweilen dieser Lethargie. Du warst öfter Zeuge meiner Verzweiflung, meiner Enttäuschungen, meiner wahnsinnigen Träume und Hoffnungen. Wie viele Nächte haben wir durchwandert, durchwacht im Gespräche; ich suchte den Weg, der zur wahren Kunst führt. Ich wußte ja nicht einmal selbst, worin ich eigentlich zu Hause bin: zuerst verlockte mich die ideale Richtung, erfüllt von Kaulbachscher Symbolik, bald aber leuchtete mir in Courbet ein neuer Schimmer und ich ersann Stoffe, angefüllt mit abscheulichen, blut- und schmutztriefenden Scenen. Dann wandte ich mich dem Genre zu und der Umstand vielleicht, das gegenwärtig dem Publikum diese Gattung besonders gefällt, verhalf meinen ersten Versuchen zum Erfolg. Ich erhielt einen Preis. Der Graf, darüber hocherfreut, verschaffte mir ein Stipendium für eine Reise nach Rom. Ich trat meine Reise von seinem Grabe an. Du hörtest gewiß von dem eigentümlichen Tode des Grafen. Sie haben ihn totgefunden in seiner Sternwarte. In einem Lehnsessel fanden sie ihn, in dem er gewöhnlich zu sitzen pflegte. Der Schlag rührte ihn vielleicht in jenem Momente, da er sich an dem Anblicke der Millionen unbekannter, strahlender Welten erfreute. Ich hab ihn oft um diesen Tod beneidet.

„Empfehlungsbriefe an große Meister in Florenz und Rom hatte ich mehrere, auch Geld genug für etwa ein Jahr. Nach Ablauf desselben sollte ich um neuerliche Zuwendung des Stipendiums ansuchen, diese war mir auch zugesagt, wenn ich mich auch nur durch ein einziges vollendetes gutes Bild ihrer würdig machte. Gewiß, eine leichte Bedingung! Hundert andere an meiner Stelle hätten laut aufgejubelt. Aber mich drückte immer mehr die Erkenntnis meines künstlerischen Unvermögens, das Bewußtsein, einem mir aufgenötigten Stande anzugehören, in welchem ich spurlos untergehen werde. Dieser Gedanke verfolgte mich Tag und Nacht. Um ihn zu verscheuchen, fing ich an, zu trinken — anfangs wenig, später viel.

„In solchem Zustande seelischer Zerrüttung kam ich nach Bologna. Ich hatte kein Interesse mehr für Kunstwerke und

nickte stumm meinem Begleiter zu, der alles mit den Worten „tutto l'antiquita“ abfertigte, als wollte er sagen, es steht ja doch für nichts. Am vierten Tage meiner Anwesenheit in Bologna erinnerte ich mich, noch nicht das Meer gesehen zu haben, und in derselben Nacht reiste ich nach Livorno ab.

„Ersiehst du wohl, wie bloße Laune mein Leben beherrschte? Die Laune eines Knaben, der mit einem Kohlenstück einen Pferdekopf zeichnete, entschied über meinen Beruf und verschuldete mein erstes Unglück. Die Laune, das Meer zu sehen, führte mich in eine Stadt, in welcher fünf Jahre des Staubes, der Alltäglichkeit und bitteren Elends meiner warteten, und abermals eine Laune des Schicksals, welche dich mir heute entgegenführte, hilft mir alle Ketten zu zerschlagen und den Versuch eines neuen Lebens zu wagen — fall es auch aus, wie immer!“

Mein Freund schwieg, leerte aufs neue ein Glas — dann sprach er weiter. Der Wind hatte sich ein wenig gelegt, nur das tiefe Brausen des Meeres begleitete feierlich seine Erzählung.

„In Livorno verbrachte ich die Tage in gleichem Nichtsthun, wie in Bologna. Das Meer hielt mich gefangen. Nicht satt konnte ich werden, im Hafen auf kleinem Kahne umherzugleiten, ja ich mietete einen Schiffer, der mich an einem schönen Tage bis nach Gorgona führte. Als wir zurückgekehrt, erblickten wir eine Menschenansammlung am Ufer. Ein neues Schiff sollte ins Meer auslaufen. Ich sprang ans Ufer und schaute gleichfalls dem mir fremden Schauspiele neugierig zu. Damals erblickte ich zum erstenmale Gianina! Einige breitschulterige Facchini verstellten ihr den Ausblick und mehrere schmutzige Buben erkletterten das Geländer, so daß die Aussicht ihr vollständig genommen war. Mein Auge begegnete dem traurigen Blick der Jungfrau. Wie war sie schön! Sie war damals noch fast ein Kind, sie hatte so tiefe, schwarze Augen, so kleine Lippen, so klein, daß jeder Vogel aus der Ferne sie für reife Kirschen ansehen müßte. Sie war reizen

gekleidet. Breite Ärmel ließen nur zur Hälfte ihre schönen Hände sehen und Gott weiß, daß diese Hände so schöner waren, als da ich sie später unverhüllt gesehen und mit meinen Küssen rötete. Ein Blick auf das Mädchen entschied. Ich unterhandelte mit den vornestehenden Facchini, gab jedem einige Soldi und sie, mich für irgend einen reichen Engländer haltend, traten sogleich zurück und halfen mir noch, die Buben vom Geländer verjagen. Nun winkte ich Gianina, dem Ufer näher zu treten. Sie dankte mir mit einem Lächeln. Ach, wenn ich später in düsteren Augenblicken der Enttäuschung mich dieses Lächelns erinnerte, mußte ich mit Thränen im Auge Shakespeares Worte wiederholen: ‚Verräterisch wie die Welle.‘

„Rasch entwickelte sich unsere Bekanntschaft. Nachdem das Schiff ausgelaufen — ich fand indes Gelegenheit, Gianina Orangen und Backwerk zu kaufen — mietete ich einen Kahn und wir fuhren im Hafen hin und her. Der Jubelruf des Publikums, welcher das neue Schiff begleitete — als ob er uns gegolten hätte! Die Sträuße, die wehenden Tücher und Hüte — in meiner Entzückung bezog ich alles auf mich. Wir glitten dahin inmitten schaukelnder Zillen und Kähne — mir deuchte, selbst dem Dogen von Venedig konnte nicht so zu Mute sein, als er sich mit dem Meere vermählte. Ich wünschte, mit einem Schlage weit, weit weg von dem Wirbel der Kähne und Menschen entfernt zu sein, um Gianina an mein Herz drücken und ihr sagen zu können, wie sehr ich sie liebe! Und ich that es, am selben Tage noch that ich's, mir zu Füßen das ruhige azurne Meer, über meinem Haupte die hehre Pracht des purpurnen Sonnenunterganges. Mein Entschluß war fest. Die Zweifel in meine Fähigkeit hatten meinen Geist derart entkräftet, daß ein einziger Blick auf Gianina, der mich in eine neue, bisher unbekannte Welt geführt, mehr zu Werke brachte, als all die alten, in der Jugend gehegten Träume von Glück und Ruhm. Ich durchwanderte damals schlaflos die Nacht. Ich schritt dahin längs

des Strandes und weidete mich an der unermeßlichen Pracht des schlafenden Meeres. Im Glanze des Vollmondes schaukelten sich darin die großen, goldenen Sterne, schöner, wie bei uns im Norden. Alles befestigte in mir den Gedanken, auszuführen den Plan, der mit Blitzesschnelle in mir Wurzeln faßte und wuchs. Ich dachte mir das Leben still und sonnig an der Seite Gianinas, in der Nachbarschaft dieser großen Gewässer. Hier winkte mir das süßeste Vergessen, hier konnt ich entrinnen den hungrigen Fragen der Freunde nach dem, was ich gethan und thue. Glaube mir, zu große Erwartungen und quälendes Verfolgen durch Fragen, noch so gut gemeint, vermögen auch ein großes Talent zu töten, denn jede Fähigkeit ist, meiner Ansicht nach, eine Mimose. Ich denke, es müßte gut für einen Künstler sein, wenn er in der Zeit des Schaffens unbeachtet und vergessen ist — sein Werk wird sich eigenartiger gestalten und der Duft der Einsamkeit, in welcher es erblühte, seiner Originalität größeren Zauber verleihen. Ich aber hatte das Bewußtsein, kein Talent zu besitzen und die laut ausgesprochenen Hoffnungen der Freunde waren für mich nur ein Ansporn zu neuen Kämpfen, waren Gift für mich. Ich wollte es anders. Hier als Unbekannter mich niederzulassen, mich aus dem Gedächtnis der Heimat zu verwischen und eine Reihe von Jahren an der Seite eines süßen, geliebten Wesens zu verleben, müßt ich auch uns beide auf welche Art immer ernähren — das war jetzt mein strahlendes Ideal von Glück in jener schlaflosen Nacht. — Welche Täuschungen harren doch unser im Leben! Ich sagte dir, daß an meinem schnellen Entschlusse das Meer auch einen großen Anteil hatte, und beschämt muß ich dir gestehen: in den fünf hier verbrachten Jahren haben mich seine Wunder kaum zweimal gerührt. Gleichgültig schritt ich daran vorüber, immer nur meinen Täuschungen und Befürchtungen, meinen Kämpfen und Leiden nachgrübelnd. So war ich in kurzer Zeit stumpf geworden.

„Am nächsten Tage wurde ich in die Häuslichkeit Gianinas

eingeführt. Die Alte — du hast sie ja kennen gelernt; Gianina weiß selbst nicht, ob sie ihre Mutter ist oder nicht — machte keine Einwendungen, als ich mich erbot, die Zeit meiner Anwesenheit in Livorno bei ihnen zu wohnen. Sie merkte, daß ich Geld hatte — das war für sie genug. Sie war nur selten zu Hause. Mich befremdete etwas: die Alte suchte ihren Lebensunterhalt auf verschiedenartigste Weise. Das eine Mal verkaufte sie Austern, ein anderes Mal Blumen, ein drittes Mal wieder Ceci, oder sie schlenderte wie ein Schatten durch die Straßen, nur dann und wann in der Zufahrt irgend eines Hotels oder Pensionates stehen bleibend. Gianina kümmerte sich nicht viel um die Alte, aber leben ohne sie konnte sie nicht. Oft trug ich an, fortzuziehen, heimlich weiter gegen Süden zu fliehen — da fing sie an zu weinen, wollte nichts davon hören, Livorno und ihre alte Pflegemutter zu verlassen, ja, sie sprach manchmal dann eine Woche lang gar nicht mit mir und ich mußte sie erst durch Datteln, Schmuck oder Kleider wieder versöhnen.

„Aber wie entzückend war sie dafür in jenen Stunden, da uns die Liebe im goldenen Becher alles reichte, was ein Sterblicher erfassen und ertragen kann. Was bedeutete dagegen die Heimat, der Freunde Urteil, der größte Erfolg! Was galt dies alles gegen eine Umarmung dieses Weibes, in dessen Seele sich heidnische Sinnlichkeit mit mystischem Raffinement verwebte! Dem Anblick nach ein Kind, verbarg Gianina in sich Tiefen, die mich erbeben machten. Was hätte aus ihr in einer bessern Umgebung werden können, werden müssen? Die kostbaren Strahlen ihres Geistes sprühten für mich nur zweimal — dann verlöschten sie und Gianina ward zum alltäglichem Weibe, nicht besser, als jede Grisette. Mir deucht, in jenen Momenten liebte sie mich wirklich, einzig nur mich. Einmal, es war in den ersten Tagen meiner Übersiedelung, erwachte ich früher, als gewöhnlich und sah Gianina neben meinem Lager stehen. Sie hielt ihr Auge prüfend auf mich geheftet — ich that, als ob ich noch schliefe.

Seltsam! Ihr Antlitz nahm einen Ausdruck von Furcht an, es wurde immer scheuer, ja schreckensbleich sogar.

„Endlich stürzte sie über mich hin, bedeckte mich mit der Flut ihres Haares und rief krampfhaft schluchzend: ‚Ach, Paolo, Paolo, welch ein Unglück, daß wir einander kennen lernten!‘ Du wolltest vielleicht sagen: welches Glück? fragte ich verwundert, ihren stürmisch wogenden Busen an meine Brust drückend, ‚Nein, Unglück — heilige Mutter Gottes — Unglück! Mir träumte von deiner Mutter, Paolo. Sie war weit, weit von hier in einem seltsam aussehenden Hause — und sie drohte mir mit der Hand und verfluchte mich. Sie war sehr blaß und trug eine Haube mit grünen Bändern. Ihr Weinen rührte mich so, daß auch ich weinen mußte und dadurch bin ich aufgewacht. Ich habe dich jetzt angesehen — dein Gesicht gleicht ganz dem ihrigen, dieselben Züge, dieselben Augenbrauen und Haare. Glaube mir, Paolo, wir werden unglücklich sein.‘

„Ich hatte große Mühe, sie zu beschwichtigen. Tage und Wochen eilten dahin, Gianina war wieder das frohe, liebenswürdige Kind. Meine Mittel gingen allmählich zu Ende. Es war auch kein Geheimnis für die Alte mehr, daß ich für immer bleiben wollte. Früher schwieg sie zu allem, denn sie bekam pünktlich das versprochene Monatsgeld. Nun aber forderte sie zudringlich eine größere Summe, etwa zweihundert Lire, sie sprach von großer Not, von Schulden — ich blickte auf Gianina und gab meinen letzten Heller hin. Das machte sie wieder geschwätzig, sie streichelte meine Wangen, nannte mich Paolino und riet mir, lieber ein Facchino zu werden und die Malerei fahren zu lassen, ohnedies führe diese zu nichts. Von da an war's vorbei mit Liebesfreuden! Das Leben forderte sein Recht. Ich duldete viel und lernte, mich in alles fügen. Ich wollte Dienste bei der Post nehmen, aber meine ungenügende Kenntnis der italienischen Sprache vereitelte mein Vorhaben. Ich war Zuführer und Dolmetscher in Gasthöfen — ich machte Botendienste, kurz ich ver-

suchte mich in allem, was mir eben möglich schien und es wäre leidlich gegangen, wäre nur Gianina ein bißchen arbeitsam gewesen! Aber alles eher, nur nicht arbeiten! Ich habe fünf Jahre mit ihr gelebt, aber was sie in dieser Zeit gethan, ich weiß es nicht. Lächelnd und singend huschte und flog sie umher, ihr war nur das bereits Fertige willkommen — ja selbst für sich etwas zu nähen, fiel ihr beschwerlich.

„Mit der Zeit, dachte ich, wird Gianina ernster, gesetzter werden. Ich wartete. Es war ein Fehler, von ihr Denkungsart eines Nordländers zu fordern.

„Die Zeit verstrich, die alte Brigitta zeigte sich stets streitlustiger und verdrießlicher, auch wuchsen ihre Geldforderungen, meine Enttäuschung ward immer größer und größer, Gianina immer fröhlicher und — leichtfertiger. Ja, zuweilen war sie geradezu ausgelassen. Sie kam manche Nacht gar nicht nach Hause, was mir Stunden unaussprechlicher Qual verursachte. Ich habe sie, jedoch umsonst, überall in solchen Nächten gesucht. Meine Zornausbrüche und Klagen beantwortete Brigitta höhnisch: Wenn der Herr nichts giebt, darf doch mein Turteltäubchen nicht Hungers sterben; die alte Brigitta fristet ohnedies ihr Dasein mit fremden Überbleibseln. Das brachte mich vollends zum Rasen! Es war eine Lüge! Gianina litt in nichts Not. Sie war nur leichtsinnig und es machte auf mich den Eindruck, als ergötzten sie meine Eifersucht und mein Zorn. Wenn sie dann morgens erschien, blaß und übernächtig, meine Vorwürfe erwartend — ach — da fühlte ich mich durch ihre Schönheit entwaffnet — ich fiel *ihr* zu Füßen und that *ihr* Abbitte für das, was sie *mir* angethan. Mein unsinniges Benehmen vermehrte ihren Übermut und sie trieb diesen so weit, daß sie eines Abends einen Offizier in unsere Wohnung mitzubringen sich erkühnte.

„Es war der Oberst Ceconi.

„Ich war niedergeschmettert, betäubt. Mein Schmerz steigerte sich zur furchtbarsten Marter. Ich eilte aus dem Hause, irrte wie sinnlos in den Straßen umher, denn zu Hause wollte

ich keinen Sturm heraufbeschwören. Als ich zurückkehrte, zerfloß Brigitta in Lobsprüchen über die Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit des Obersten. Gianina, die mit einem neuen Kleid geschmückt war, stand am Fenster. Sie blickte ungewöhnlich ernst und nachdenkend mich an.

„Ich gehe jetzt zu dem Obersten und will ihn fordern! sprach ich, trotzig nach dem Hute greifend.

„Mit einem Aufschrei der Verzweiflung stürzte sich Gianina zu meinen Füßen. Sie umschlang schluchzend meine Kniee.

„Fürchtest du für den Obersten? fragte ich mit schmerzlich wildem Lächeln — ei, dir ist zu bekannt, daß ich der Waffen unkundig bin, ich kann weder fechten, noch verstehe ich's, den Hahn zu spannen — er wird siegen, ich falle gewiß und das will ich.

„Ich wandte mich zum Gehen, Gianina ließ meine Kniee nicht los. Ich wollte mich gewaltsam frei machen, aber sie klammerte sich noch fester an mich — da wachte aufs neue die Flamme des Zornes in mir auf — ich stieß Gianina mit dem Fuße von mir und trat hinaus. Sie taumelte zur Thüre hin, legte sich auf die Schwelle und begann unter Thränen die neuen Kleider von ihrem Leibe zu zerren.

„Ich erfragte endlich die Wohnung des Obersten. Zwei Soldaten öffneten mir. Sie waren beide im bloßen Hemde und mein Erstaunen wuchs, als im gleichen Kostüm auch der Oberst mir entgegentrat und gleichgültig fragte, was ich wolle. Ich teilte ihm kurz mit, was mich zu ihm geführt. Der Oberst antwortete nicht einmal, er winkte nur mit den Brauen und im Nu umfaßten mich vier herkulische Arme — in wenigen Minuten stand ich wieder auf der Straße. Es regnete in Strömen. Da stand ich, wehrlos, beschimpft und schämte mich tief. Der strömende Regen war mir eine gründliche Abkühlung. Ich durchschritt zweimal die Straße, dann drückte ich meinen Hut tief in die Stirne und stellte mich vor die Thüre des Hauses, in welchem der Oberst wohnte, um seine Herauskunft abzuwarten. So stand ich im Regen

fünf Stunden. Endlich kam er, den Schnurrbart aufgewichst, gekleidet in eine neue Uniform. Kaum hatte er die Schwelle überschritten, pfiff er einem Wagen. Ich trat auf ihn zu, wiederholte höflich mein Verlangen. Als ob ich mit einem Steinbild gesprochen hätte! Er stieß mich zur Seite, ohne eine Silbe zu antworten, bestieg er den Wagen, rief dem Kutscher einige Worte zu und fuhr davon. Ich in wilder Hast hinterdrein. Der Wagen rollte nach einem abgelegenen Viertel der Stadt, dort machte er auf dem Luogo Pio Halt. Der Oberst schritt in ein Wirtshaus, in welchem Bier in Krügen, nach nordischer Art, verabreicht wurde. Diese Neuheit verhalf der ziemlich gewöhnlichen Kneipe zu einem ansehnlichen Besuche. Ich folgte und setzte mich erschöpft an denselben Tisch, an welchem der Oberst Platz genommen hatte. Abermals redete ich ihn an — abermals vergeblich — er gab mir keine Antwort.

„Da schwieg auch ich. Aber die Wut in mir drohte mich zu ersticken. Zornglühend packte ich seinen biergefüllten Krug und schleuderte ihn dem Obersten ins Gesicht. Nur leicht streifte mein Geschoß des Mannes Haupt. Nun hoffte ich, ihn aus seiner Lethargie geschreckt zu haben, war auf einen Wutausbruch seinerseits vorbereitet, denn das Hohnlachen und Lärmen der Anwesenden hätte selbst den Teufel um seine Ruhe gebracht. Aber der Oberst wischte sich ruhig das bittere Naß aus dem Gesichte, begehrte ein neues Bier und saß da, mich gar nicht beachtend, als wäre gar nichts geschehen. Die Scham vertrieb mich aus der Schenke. Es regnete nicht mehr. Ich ging nach Hause. Gianina war abwesend. Ich suchte sie am Meeresstrand. Dort fand ich sie, fröhlich und geschwätzig, wie sonst. Es war ein wunderbar schöner Abend, voll Glanz und Farbenpracht, wie damals, als wir, berauscht vom ersten Zauber unserer Liebe, hinausfuhren aufs Meer unter dem Jauchzen und Jubeln der Menge. Schweigend schritten wir heute längs des Ufers dahin, nur Gianina lachte zuweilen auf, ich weiß nicht, warum, aber ich fühlte,

daß ihr Lachen mich schmerzlich berührte. Ich beobachtete das Spiel des Lichtes in den Meeresfluten. Da blieb Gianina plötzlich stehen, richtete ihre großen Augen auf mich und sprach mit ernstem Tone: ‚Paolo, du liebst mich nicht mehr!‘

„Ich blickte sie erstaunt an und suchte nach einer Antwort. Sie aber lachte wieder im schönsten Triller, neigte sich zur Flut und sagte: ‚Hast du mich nur ein bißchen lieb, Paolo, dann hole mir jene regenbogenfarbige Muschel dort herauf. Schau! Sie liegt nicht zu tief, tritt hier auf diesen Stein, gieb nur acht, daß du nicht ausgleitest, reiche mir deine linke Hand und mit der Rechten kannst du die Muschel fortreißen.‘

„Schweigend that ich, was sie wollte. Als ich mich zu dem bemoosten Felsstück niederbeugte, fühlte ich, wie Gianina mich jählings mit Gewalt in den Strom zu stoßen versuchte — mein Fuß glitt aus, ich wollte wenigstens ihre Hand loslassen, um sie nicht mitzureißen, sie aber stürzte sich selbst auf mich und im nächsten Augenblick konnten wir beide in der Tiefe verschwinden. Aber rechtzeitig kam mir die Besinnung wieder — ich kehrte mich um — mit aller Kraft schleuderte ich Gianina ans Ufer zurück und sprang ihr nach, ganz durchnäßt und beschmutzt.

„Bist du wahnsinnig? rief ich Gianina zu, die wie ein Blatt im Winde zitterte.

„‚Ach, Paolo, verzeihe mir — ich bin närrisch — aber ich dachte, dort unten würde uns beiden wohler sein.‘

„Ich umarmte sie, streichelte ihr Haar und bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen.

„Ach, Gianina, es könnte auch hier oben uns Glück erblühen — ja, es könnte werden, wie es früher war, nur liebe mich und verlasse Brigitta — komme mit mir, wir wollen fortziehen, weit von hier, irgendwohin, wo wir nur einander und unserer Liebe leben wollen.

„Sie antwortete nicht, aber ich sah ihre Thränen, die reichlich flossen, und um ihrer Thränen willen, ach, hätt' ich ihr alles, alles verziehen.

„Wir kamen nach Hause. Dort wartete schon der Oberst. Meine Qual sollte kein Ende finden. Es hatte doch wieder alles den alten Gang — Gianina änderte sich nicht und der Oberst blieb nicht fort.

„Was Wunder, daß ich — zu schwach, um mich von Gianina zu trennen — allmählich gegen alles abstumpfte und endlich selbst bis zum rohen Gesellen mich herabwürdigte!

„Der Oberst fühlte sich bald heimisch bei uns. Ich kümmerte mich um nichts mehr, nicht einmal darum, daß durch sein Zuthun die alte Brigitte mich nicht mehr belästigte. Der Oberst besaß trotz all seiner Banalität einen gewissen gesellschaftlichen Takt, der auch mich beeinflußte und mich seiner Person ein wenig näher brachte. Seine Schuld war's, daß ich mich neuerdings dem Trunke ergab. Er zahlte. Bald gewann er große Herrschaft über mich — er sah in mir nur den rohen Gesellen, der sich für ein Glas Wein verhandelt, Gianina beachtete mich gar nicht mehr. Sie ging mit dem Obersten spazieren, ging und kam, wann es ihr beliebte — für mich hatte sie nur ein Lächeln oder Achselzucken. Die Tage schleppten sich langweilig hin — ich gewöhnte mich an das Nichtsthun — sank immer tiefer und tiefer — mein Geist, meine Seele stumpften derart ab, daß sich in mir nach nichts ein Verlangen regte. Ich vegetierte bloß. Das vierte Jahr solch eines Daseins nahte seinem Ende.

„Da flammte in mir plötzlich eine tiefe Reue auf. Sie bemächtigte sich meines ganzen Ichs mit tiefer Gewalt — wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Welch ein Thor, ein Schwachkopf war ich doch! Mir deuchte auch einmal, daß jenes Mißtrauen in meine Fähigkeit nur ein Wahn gewesen, der mir, trotz der vielversprechenden Anfänge, den Pinsel aus der Hand gewunden. Anders sollte es werden — ich ermannte mich, ich entsagte dem Trunke. Stundenlang wandelte ich nun am Meeresstrande — die Natur begann ich zu betrachten und an die Kunst zu denken. Die Stadt hatte Preise für die besten Masken zum diesjährigen Karnevals-

feste ausgeschrieben — ich sandte einen Entwurf ein und erhielt den ersten Preis. Das ermunterte mich vollständig und meine Neigung erwachte wieder — ich frischte lang vergessene, einst gehegte Pläne in meinem Gedächtnisse wieder auf — ich wollte mit aller Kraft mich aus dem Schlamme erheben. Noch einmal wollt' ich erproben, ob ich mich doch nicht täusche. Ich kaufte Leinwand und Farben. Eine alte Idee wurde so lebendig in mir, daß ich bald einige Skizzen für mein Bild fertig hatte. Der Stoff war alt, aber meine Auffassung des Gegenstandes sollte neu, sollte mein Eigentum sein. Kimon, von undankbaren Bürgern ins Gefängnis geworfen, verschmachtet Hungers — seine Tochter, die er verfluchte, reicht ihm die Brust zur Erfrischung dar. Ich sah ein Symbol in diesem Stoffe. Die Kunst, welche ich verraten, der ich entsagt, sollte mir die Brust reichen, mich zu erfrischen, mir neues Leben zu bringen.

„Ich studierte fleißig. Gianina war anfangs bereit, mir als Modell für die Tochter Kimons zu dienen. Vielleicht schmeichelte es ihrer Gefallsucht. Sie verstand es, ihr Haar mit besonderem Geschmack zu knüpfen, sie erriet von selbst die antike Form der Frisur. Mir ist es unmöglich, das bittere Gefühl zu schildern, das mich beseelte, als ich diesen schönen Leib in die notwendige Stellung brachte. Aber das Maß meiner Enttäuschung sollte voll werden. Als ob Blei meine Hand beschwerte — jede Skizze mißlang mir, blieb unbrauchbar. Gianina verlor schnell die Geduld, sie wollte mir entfliehen. Die alte Brigitta schrie, daß ich wohl närrisch geworden sei — daß ich das arme Kind unnütz martere. Aber ich ließ nicht ab von meinem Entschlusse.

„Nun suchte ich nach einem Modell für Kimon. Ich fand endlich einen alten Mann, der dazu taugte. Er wußte, wo ich wohnte und versprach zu kommen. Zum erstenmale ward ich zum Tyrannen. Gianina sollte mit dem Obersten den Korso besuchen — ich verbot es — ich drängte ihn zur Thüre hinaus, schloß mich mit ihr ein, und da sie sich wei-

gerte, mir zu gehorchen, riß ich ihr mit Gewalt die Kleider vom Leibe und fesselte sie mit Stricken an das Bett. Ich marterte mich nahezu drei Stunden, und als mir endlich die Stellung des Körpers gelungen, eilte ich fort, den Greis zu holen, der bis nun nicht gekommen. In diesem Augenblicke tratest du ein und ich, zurückgekehrt, hielt dich für den Colonello, glaubend, er sei wiedergekommen, Gianina abzuholen. Durch dein hartnäckiges Schweigen gereizt, fiel ich dich an — jetzt weißt du alles.“ —

Ein peinliches Schweigen folgte der Erzählung. Nun erst wurde mir klar, daß Paul, als er an Gianinas Lager niedersank, unter Thränen und Seufzern Abschied nahm von der Geliebten — Abschied, vielleicht für immer. Er mußte all' seine Energie und Kraft aufgeboten haben, um mit einem Schlage solch eine Fessel zu zerbrechen.

Der Morgen graute — der Lampe Licht warf einen rötlichen Schimmer — die Schenke füllte sich mit den Matrosen des „Rapido“. Ich sah ein, daß meine Gegenwart jetzt überflüssig geworden. Schweigend reichte ich Paul meine Hand zum Abschied — er drückte sie fieberhaft, den Kopf kaum erhebend. — — — —

Am Morgen, während des Frühstücks, schaute ich, in Gedanken vertieft, auf das Meer hinaus. Am Horizonte spiegelte sich noch das große Schiff.

„Seht, ‚Rapido‘ fährt aus,“ sprach jemand aus der Gesellschaft.

„Ja, zu den Malabarischen Inseln“ erwiderte ein Zweiter.

Ich ging am Dienstag nicht hin, den großen Maskenzug zu schauen. Nur auf meinem gewöhnlichen Spaziergange zur Forte degli cavaleggiéra begegnete ich einem schnell dahinrollenden Wagen. Darin saßen Colonello Ceconi und Gianina. Ihr sorgloses Lachen klang weit durch die Straße hin! — — — —

Ende.

Neue farbige Scherben.

Inhalt.

Turgenjeff, Lieutenant Jergunoff. — Ein seltsame Geschichte. 2 Erzählgen. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Litteratur- und Lebenserinnerungen. Dtsch. v. Walter. 20 Pf.
—, Ein König Lear der Steppe. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Gedichte in Prosa. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Die neue Generation. Roman. Dtsch. v. W. Lange. 80 Pf. — Geb. 1 M. 20 Pf.
—, Memoiren eines Jägers. Dtsch. v. H. Moser. 60 Pf. — Geb. 1 M.
Turgenjeff, Eine Unglückliche. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Punin u. Baburin. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Der Raufbold. — Lukerja. 2 Erzählgen. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Väter und Söhne. Deutsch v. W. Lange. 60 Pf. — Geb. 1 M.
—, Tagebuch eines Ueberflüssigen. Dtsch. v. W. Lange. 20 Pf.
—, Visionen. — Der Faktor. 2 Erzählgn. Dtsch. v. A. Gerstmann. 20 Pf.

Dygasinski, Ad., Auf dem Edelhofe. Novelle. Autorisierte Uebersetzung v. Dr. Ruhe u. A. Grabowski. 20 Pf.
Korzeniowski, Jos., Unsere Szlachta. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
Krasinski, Sigm. Graf, Irydion. Dtsch. v. Dr. A. Weiß. 40 Pf.
Kraszewski, J. J., Alte und neue Zeit. Dtsch. v. Löbenstein. 20 Pf.
—, Der Dämon. Novelle. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
—, Hetmanssünden. Zeitbild aus d. Ende des 18. Jahrh. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 80 Pf.
—, Jermola der Töpfer. Dorfgeschichte. Dtsch. v. Löbenstein. 40 Pf.
—, Morituri. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 1 M.
—, Resurrecturi. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 80 Pf.
Malczewski, Anton, Maria. Ukrainische Erzählung. Dtsch. v. Dr. A. Weiß. 20 Pf.
Mickiewicz, Adam, Sonette. Dtsch. v. Peter Cornelius. 20 Pf.
—, Balladen und Romanzen. Dtsch. v. Dr. Weiß. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Przyborowski, W., Die Fähnrichstochter. Roman. Dtsch. v. Dr. H. Ruhe. 40 Pf.
Rzewuski, Graf Heinrich, Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 80 Pf.
Siemienski, Luc., Erzählungen. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
Sienkiewicz, Heinrich, Dorfgeschichten. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 20 Pf.
—, Zersplittert. (Na marne.) Aus dem Kiewer Studentenleben. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 40 Pf.
Swientochowski, Alex., Aus dem Volksleben. Erzählungen. Dtsch. v. Ph. Löbenstein. 20 Pf.
Zaleski, J. B., Die heilige Familie. Biblische Dichtung. Dtsch. v. A. Zipper. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Cech, S., Novellen. Dtsch. v. Franz Bauer. 20 Pf.
—, Unter Büchern und Menschen. Erzählung. Dtsch. v. Bauer. 20 Pf.
Nemcova, Großmutter. Böhm. Landleben. Dtsch. v. A. Smital. 60 Pf.
Neruda, Jan, Kleinseitner Geschichten. Autorisirte Uebersetzung v. Fr. Jurenka. 60 Pf.
—, Genrebilder. Dtsch. v. A. Smital. 2 Theile. à 20 Pf.
Vrchlicky, Farbige Scherben. Ironische und sentimentale Geschichten. Dtsch. v. Edm. Grün. 20 Pf.

Joan Slavici, Die Glücksmühle. Novelle. Aus dem Rumänischen von Leon Schönfeld. 20 Pf.

